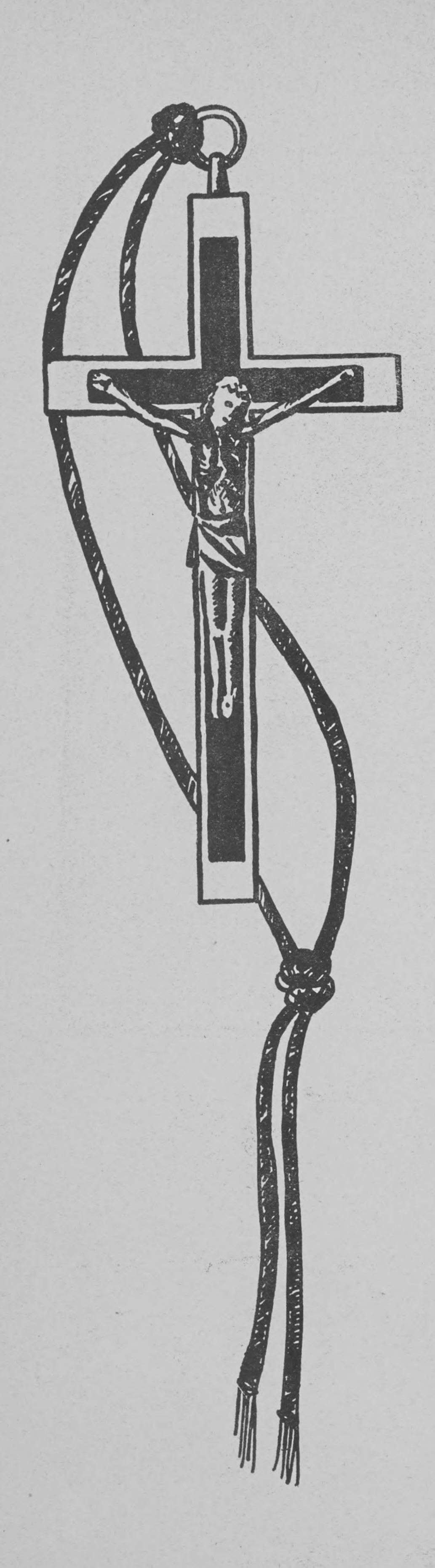
Februar 1950



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Wir lesen in einem Heftlein aus Deutschland, daß ganze Schwesterklöster sich dem Marianischen Missionsverein anschließen, um das Heer der Missionsbeter und Missionsopferbereiten zu verstärken.

Überall beginnt man wieder von der katholischen Mission zu reden. Überall fordert der Heilige Vater Hilfe für die Missionen. Auch von uns Oblatenmissionaren erwartet er neue Arbeit, neue Missionskraft, neue Missionare. Missionen in Afrika, in Japan und in Südamerika wurden uns seit Abschluß des letzten Weltkrieges neu anvertraut. Und es wird von uns erwartet, daß wir hinausziehen in diese Heidenländer und predigen und taufen und bauen und zu Christus führen.

Hier im Westen Canadas ist die Missionsidee noch garnicht so richtig ans Tageslicht gekommen. Ist es nicht eigenartig zu hören, daß jüngstens ein paar Missionare aus Afrika nach Westkanada, nach St. Boniface, kamen, um uns zu helfen, Seelen zu retten? Missionare aus Afrika! Missionare, deren Orden in Afrika gegründet wurde und deren Mutterhaus sich heute noch in Afrika befindet! Was sagen wir dazu? Ist das uns etwa Ruhm und Ehre?

Glaube, Kirche und Mission gehören zusammen. Den Glauben haben wir. Kirchen haben wir. Wie steht es aber mit unserer Hilfe für die katholischen Missionen?

Tretet dem Marianischen Missionsverein bei! So bald als möglich! Schreibet an den Schriftleiter, der gerne Auskunft gibt. Eine heilige Messe wird tagtäglich für alle Mitglieder gefeiert. Was kannst du also verlieren? Du kannst nur gewinnen!

Schreibe an den Schriftleiter! Werde Missionar! Hilf durch Gebet und Opfer, der Kirche neue Missionare erziehen!

Der Marienbote

Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang — 15. Februar 1950, North Battleford, Sask. — No. 5

Dies und Das

Katholischer Pressemonat. Der Monat Februar ist schon immer der Monat der katholischen Presse gewesen. Dieses Jahr hat er jedoch seine ganz besondere Bedeutung. Er ist der Pressemonat des Heiligen Jahres 1950. In der ganzen Welt wird man an diesen Tage sich an die Katholiken wenden, um sie auf die große Wichtigkeit ihrer Presse aufmerksam zu machen. Auch auf ihre Pflicht, die katholische Presse nach Kräften zu unterstützen. Das heißt, Leser eines der katholischen Blätter zu werden.

Zwei Dinge sind da immer unter Berücksichtigung zu ziehen, wenn wir von der katholischen Presse reden.

Erstens ist da das Lesen.

Es gibt Leute , die sehr viel lesen, es gibt Menschen, die garnichts lesen.

Die Vielleser sollen sich fragen: Womit beschäftige ich meinen Geist? Mit Dingen, die mich unterhalten, oder mit Dingen, die mir auch etwas zu denken geben?

Hätten die Katholiken der Welt katholischer gedacht, würden wir dann wohl heute sagen müssen, daß unser Jahrhundert in seiner ersten Hälfte bereits zwei Weltkriege durchgemacht, und einen dritten uns vor die Türen gestellt hat? 330 Millionen Katholiken gibt es auf Erden. Es gibt jedoch keine 330 Millionen starke katholische Idee auf Erden. Der ganze Reichtum unseres Christentums liegt immer noch wie ein vergrabener Schatz tief verborgen dort, wo die Sünde nicht zu Hause ist. Dorthin wollen wir aber nicht. Wir nehmen die Sünde, und wir nehmen ganz besonders die Tugend nicht ernst. Mit der Sünde geht es ja auch. Und ohne Tugend schaffen wir es ebenfalls.

Schaffen wir es wirklich? Was haben wir denn bis heute geleistet?

Wir haben die Lehre Jesu Christi rein bewahrt. Wir haben den heiligen Sakramenten, besonders der hochheiligen Eucharistie, schöne Kirchen gebaut. Wir haben viele Heilige hervorgebracht.

Was heißt das alles aber, wenn ich und du nicht dabei sind? Wenn die 330 Millionen nicht alle die Lehre Jesu Christi rein halten? Wenn die 330 Millionen nicht alle sich von jenen Schätzen nähren, die unsere Kirchen in sich halten? Wenn diese 330 Millionen nicht alle schöner Heiligkeit zustreben und es sehr sehr ernst mit Sünde und Tugend nehmen?

Uns fehlt eben das katholische Denken. Und wo nicht christlich-katholisch gedacht ist, da sind alle Gedanken irgendwie auf dem Irrwege. Da muß kommen, was uns die ersten fünfzig Jahre unseres Jahrhunderts gebracht haben.

Katholisches Denken. Wie bemüht sich doch die Kirche, unseren Leuten so viel Christusgedanken zu geben als nur möglich. Aber — man will diese Gedanken nicht. Ganz wie es im Johannesevangelium geschrieben steht: „Er kam in Sein Eigentum, aber die Seinen nahmen Ihn nicht auf!“

„Die katholische Presse ist ja schon gut und schön. Aber sie ist nicht so interessant wie die weltliche Presse“, sagen viele.

Und da kommen wir zum zweiten Punkt.

Die katholische Presse ist nicht so interessant. Sie könnte interessanter sein, wenn wir katholischer wären und noch Freude an unseren Glaubensgütern hätten. Sie könnte uns interessanter sein, wenn wir noch ganz nach dem Glauben leben, und immer und überall Gott suchen würden.

Sie könnte interessanter sein, wenn wir sie auch finanziell unterstützen würden. Aber da gibt es viel zu viele, die am Biertisch ihren Freunden eine Runde nach der anderen bestellen und ihnen dann erklären, man sei viel zu arm, sich ein katholisches Blatt halten zu können.

Auch solche gibt es, die Geld haben, die es aber nicht gerne herausgeben. Sie gehen zum Nachbarn, leihen sich das Blatt aus, und lesen umsonst. So geht es ja auch.

Und andere gibt es, die weder lesen noch zahlen wollen. Sie betrachten jeden an die katholische Presse bezahlten Cent als rausgeschmissenes Geld. Sie glauben einfach nicht, daß die katholische Presse katholische Ideen aufbauen kann, und daß katholische Ideen eine neue Gerechtigkeit bringen können. Eine Gerechtigkeit, die ihnen geben wird, nicht nehmen.

Warum sind die katholischen Blätter so arm im Vergleich zu den Zeitungen und Zeitschriften der Welt?

Die Antwort ist ganz leicht. Wenn man fünfzigtausend oder hunderttausend druckt, oder gar eine Million Nummern, kann man viel billiger verkaufen und viel reicher drucken als wenn man nur dreitausend druckt.

Und warum druckt man nur dreitausend Nummern?

Weil nicht mehr Leute da sind, die sich das Blatt bestellen. Weil kein Interesse vorhanden ist. Keine katholische Überzeugung.

Jede katholsche Redaktion ist eine Vorkammrr zu den Kreuzwegstationen unseres Herrn Jesus Christus. Und jede katholische Redaktion ist ein Werk größter Christenliebe. Hätten wir die Liebe nicht, eine Liebe, die Schweiß und Geld und Opfer und viel viel Enttäuschung kostet, wären unsere Katholiken so mancher Länder schon längst ohne katholisches Blatt.

Was würde das schon ausmachen?

Ja, was würde das schon ausmachen? Gott sei Dank, gibt es in unseren Reihen immer noch sehr viele, die sich große Sorge darüber machen. Die nicht vergessen können, was Gott uns aufgetragen hat und wofür Jesus sein Blut vergossen hat. Solange diese Sorge noch unter uns Katholiken lebt, ist immer noch Hoffnung da. Sollte diese Sorge in uns einmal sterben, dann wehe uns!

Was wird uns dieser Pressemonat 1950 nun wohl bringen? Wird er einen Neuaufbau der katholischen Weltpresse erwirken? Wird sich die katholische Presse zur neuen Kraft und neuen Entwicklung aufschwingen?

Das hängt von uns selbst ab. Wir, die Katholiken des zwangzigsten Jahrhunderts, bringen der Kirche unseres Jahrhunderts Entwicklung oder Verderben. So weit haben wir nicht allzu viel getan. Außergewöhnlich an Überzeugung und an Heiligkeit sind wir nicht. Wir sind aber auf dem Wege zur Verweltlichung. Auf dem Wege zum Materialismus.

Behüte uns Gott, daß wir jemals dorthin gelangen!

Marienbote und Our Family.

Nicht in allerletzter Ecke des katholischen Weltpressewerkes stehen die von den Oblatenpatres der St. Marienprovinz herausgegebenen Blätter „Marienbote“ und „Our Family“. Bescheiden sind diese Zeischriften zwar, wir brauchen uns ihrer aber nicht schämen. Den Marienboten brauchen wir unseren Lesern erst garnicht vorzustellen. „Our Family“, die englische Tochter des Marienboten, ist den meisten bekannt.

Unsere Monatsschrift „Our Family“ entwickelt sich großartig. Wir haben noch keine „Tausende“ von Abonnenten, wir haben jedoch tausend Ideen in diesem Blatte. Echt katholisch christliche Ideen. Die vielen, die heute „Our Family“ lesen, haben es sich wirklich zum Familienmitglied gemacht.

Wieviel Belehrung bringt „Our Family“ doch in die Familien. Belehrung über Religion, über Anstand, über soziale Fragen, über Ehefragen, über

das Verhältnis von Bub und Mädchen, über Schule und über häusliche Erziehung, über Kirche, Familie, Land und Sitte und Zucht. Es sollte wirklich überall sein, wo man heranwachsende Söhne und Töchter hat.

In einer unserer Gemeinden haben die Schwestern eine wöchentliche Handarbeitsstunde für Mädchen eingerichtet. Erst wollten die Eltern nicht so richtig mit. Das viele Fahren während des Winters schreckte sie ab. Heute sagen sie, ihre Mädchen seien anders. Früher hätten sie nicht gewußt, was sie während der langen Winterabende mit sich anfangen sollten. Nichts Gescheites taten sie. Immer im alten Eatons und Simpsons Kathalog herumblättern, dann sich mit den anderen Geschwistern herumstreiten, und dann wieder lange Stunden vor sich hindösen und hinträumen. Und sich in die Stadt wünschen, wo es Geld gibt und Tanz!

Heute beschäftigen sich die Mädchen mit Handarbeit.

Wie wäre es, wenn wir ihnen katholische Blätter gäben? Wenn wir ihnen etwas zum Nachdenken gäben? Würden sich die zwei Dollar im Jahr nicht lohnen? Oder meint man wirklich, so etwas sei verlorenes Geld?

„Our Family" und der gute alte Marienbote wären wirklich so manchem Vater und so mancher Mutter größte Hilfe. Die Jugend könnte das englische Blatt lesen, und die Eltern könnten ihnen den Marienboten vorlesen.

Jetz ist katholischer Pressemonat. Könnten wir nicht etwas ganz Großes für unsere Blätter tun?

Ja. Wir könnten unser Abonnement erneuern, und wir könnten neue Leser werben. Jetzt, während des Winters, ist alle Zeit dazu da. Jetzt könnten wir einmal etwas Außergewöhnliches für Gott und unseren Glauben tun. Und zwar insofern, daß wir uns aufmachen, um neue Leser zu werben.

Es ist ja auch Geldverdienst damit verbunden. Man schreibe nur an die „Marien Preß" in Battleford und frage an, ob man nicht Marienboteagent oder Agent für „Our Family" werden könnte. Die Antwort aus Battleford wird schon aufklären.

Werben wir für unsere Blätter, und schämen wir uns nicht, überzeugt katholisch zu reden und zu wirken.

Der Schriftleiter.

Ein Flugblatt.

„Pater", erzählte ein vornehmer Hindu einem Missionar in Südindien, „mein Großvater fand einst auf der Straße ein katholisches Flugblatt. Er hob es auf, las es, dachte nach und überzeugte sich durch weiteres Forschen von der Wahrheit der katholischen Religion. Bevor er starb, ließ er sich taufen. Auch seine Frau, meine Großmutter, ließ sich vor ihrem Tode taufen. Mein Vater war ebenfalls entschlossen, Christ zu werden, da kam die Cholera und raffte ihn hinweg. Mir soll nicht das gleiche Unglück widerfahren wie ihm, darum möchte ich mich jetzt taufen lassen, solange ich noch gesund bin."

Das war die Wirkung eines einzigen katholischen Flugblattes, das der Wind einem Heiden vor die Füße geweht hatte! Wie wichtig ist es demnach, daß du regelmäßig deine katholische Zeitung liesest und ihr auch in geldknappen Zeiten treu bleibst!



Rom — die Ewige Stadt.

1950 - Ein Heiliges Jahr

„Monatsblätter."

Mit wirklicher Freude haben wir alle vor anderthalb Jahren die Kunde vernommen, daß ein Heiliges Jahr im Herannahen sei, trotz der Ungunst der Zeiten, trotz der Zerissenheit der Welt und ihrer Beherrscher, die uns zuweilen gar den Atem anhalten ließ. Und nicht nur trotz, sondern wegen dieser Verhältnisse! Denn solch gewaltigem Übel tat ein entsprechendes Heilmittel not, ein leuchtendes Beispiel von Einheit und Liebe, ohne Hemmung durch Schranken und Grenzen, wie sie bisweilen Rassen und Völker verursachen — ein Beispiel von wahrhaft katholischer Eintracht! Nur einer von allen war in der Lage, diese Botschaft der Welt zu verkünden, der Heilige Vater in Rom. Ihm schlugen darum auch in selbiger Stunde die Herzen in Dank und voll Hoffnung entgegen, auch die katholischen Herzen in Deutschland. Freilich war dort auch der Zweifel am Werk, ein damals noch allzu berechtigter Zweifel, der sogar amtliche Nahrung erhielt: Werden wir auch mit nach Rom fahren dürfen, um den Heiligen Vater zu grüßen und das Jubiläum zu feiern, wie es die übrige Christenheit tut?

Das Heilige Jahr — ein Pilgerjahr

Nehmen wir, gleichsam zum Abschied von jener nicht sehr erfreulichen Zeit, noch einmal an, es wäre geblieben, wie so manche es damals befürchtet, daß uns Deutschen die Romfahrt verwehrt sei — wäre es dann kein Heiliges

Jahr? Und ist es kein Heiliges Jahr für die vielen, die ohne jeglichen Schimmer von Hoffnung sich heute noch damit abfinden müssen, die unsere Brüder und Schwestern sind, Tausende nicht nur dem Glauben, sondern auch dem Blute nach? Und jene, die alt sind, krank und trotz eines guten Vermögens die Reise nach Rom nicht antreten können? Und die ganz Armen, deren Zahl Legion ist, und die Gefangenen alle, die Häftlinge und Internierten, für die eine Fahrt nach der Ewigen Stadt der köstlichste Beweis für jene Freiheit wäre, nach der ihr Herz sich in Sehnsucht verzehrt . . . Wäre es kein Heiliges Jahr, wenn wir, so oder anders, auch noch zu ihnen gehörten, also nicht nach Rom pilgern könnten? Das dürften wir jetzt jedenfalls nicht mehr sagen. Denn der Heilige Vater hat in liebender Sorge auch und gerade an diese gedacht und ihnen schon für das beginnende Jahr den Jubiläumsablaß gewährt.

Aber, und darüber sind wir uns einig, das ist eine außergewöhnliche Gunst, die einem bitteren Notstand gerecht wird und durch denselben gerechtfertigt ist. Zum Heiligen Jahr, das für alle bestimmt ist, wie es seit Jahrhunderten Brauch ist, gehört ganz wesentlich Rom, die Ewige Stadt, die für die Gläubigen aus aller Welt wie eine zweite Vaterstadt ist, wo Kunstsinn und ein frommes Gemüt gleichermaßen Befriedigung finden an den Denkmälern christlichen Glaubens, die Künder der Vergangenheit und Mahner für die Gegewart sind . . . Zum Heiligen Jahr gehört auch der Papst, der Bischof von Rom und unser aller geistlicher Vater, das eine wahre Oberhaupt der ganzen Christenheit. Denn er ist es, der bindet und löst, als Christi Stellvertreter auf Erden. Er, der Petri Nachfolger ist, hat die Schlüssel zum Gnadenschatz, aus dessen unendlichem Reichtum zu schöpfen die Pilger auch heute wieder nach Rom ziehen . . . Das ist so wahr, daß es außerhalb Roms für die Dauer des Heiligen Jahres nur ganz wenig Ablässe gibt, die Lebenden zugute kommen können; daß außerhalb Roms für diese selbe Zeit fast alle Sondervollmachten gesperrt sind, die der Heilige Stuhl für schwere Fälle Beichtvätern zu übertragen pflegt. So steht es schon in alten Erlassen, auf die sich der jetzige Papst in seinen Jubiläumsdekreten aufführlich beruft. Der Grund war damals wie heute derselbe: Das Heilige Jahr ist ein römisches Jahr, das Heilige Jahr ist ein päpstliches Jahr; römisch und päpstlich in diesem ganz wörtlichen Sinne, daß sein großes Geschenk, der vollkommene Jubiläumsablaß, nur in Rom selbst und wie aus den Händen des Heiligen Vaters empfangen werden kann.

Damit hängt jene Eigenart zusammen, die dem Heiligen Jahr von alters her sein Gepräge gibt, daß es ein gewaltiges Pilgerjahr ist. Zur Pilgerfahrt in die Ewige Stadt ruft darum der Papst die Christenheit auf und lädt sie mit herzlichen Worten ein, nicht nur die Reichen und Wohlhabenden, nein, auch die zahlreichen andern, für die diese Reise ein Opfer bedeutet. Wenn solche Opfer an Geld und Beschwerden für rein irdische Ziele gebracht werden, warum dann nicht auch, um im Ewigen Rom himmlische Gaben dafür einzutauschen!

Die Pilgerfahrt zum Heiligen Jahr soll ja keine Vergnügungsfahrt sein. Sie soll sich vollziehen im Geiste der Buße und unter frommen Gebeten und Liedern, wie frühere Zeiten das Beispiel gegeben. Der Schweiß, der dabei vergossen wird, ist eher lästig als ungesund. Und außerdem ist auch dieses Mal wieder für die leibliche Wohlfahrt gesorgt. Wenn es in Rom Geschäftsleute gibt, die an den Pilgern verdienen wollen, so gibt es dort auch wohltätige Menschen, Stiftungen und fromme Vereine, die sich in selbstloser Hilfsbereitschaft gerade der ärmeren Pilger annehmen. Allen voran hat der Heilige Vater an die „kleinen Leute" gedacht und Pilgerheime errichten lassen, wo sie sich laben und ausruhen können von den Mühen der Wahlfahrt . .

Das Heilige Jahr — ein Herrgottsjahr

Trotzdem wird es auch diesmal so kommen, daß die meisten daheim bleiben müssen, in der Welt und im Kloster. Und damit kehrt jene Frage zurück, die uns schon eingangs beunruhigt hat: Wird es für diese kein Heiliges Jahr sein? Die Antwort darauf ist längst gegeben. Sie steht im ersten Satz jenes Schriftstücks, mit dem das beginnende Heilige Jahr im Petersdom zu Rom amtlich und feierlich angesagt wurde: „Das Große Jubiläum, das im Laufe des kommenden Jahres in dieser hehren Stadt gefeiert wird, hat vor allem diesen Zweck, die Christgläubigen alle zur Abbüßung ihrer Vergehen und Besserung ihres Lebens zu führen, und darüber hinaus zum Streben nach Tugend und Heiligkeit, gemäß jenen Worten der Hl. Schrift: ‚So heiligt euch denn und seid heilig! Denn ich bin der Herr, euer Gott (Lev 20,7)!'" Mit anderen Worten: Das Heilige Jahr muß ein Herrgottsjahr sein. Es ist überall, allen erreichbar. Zu Gott soll das

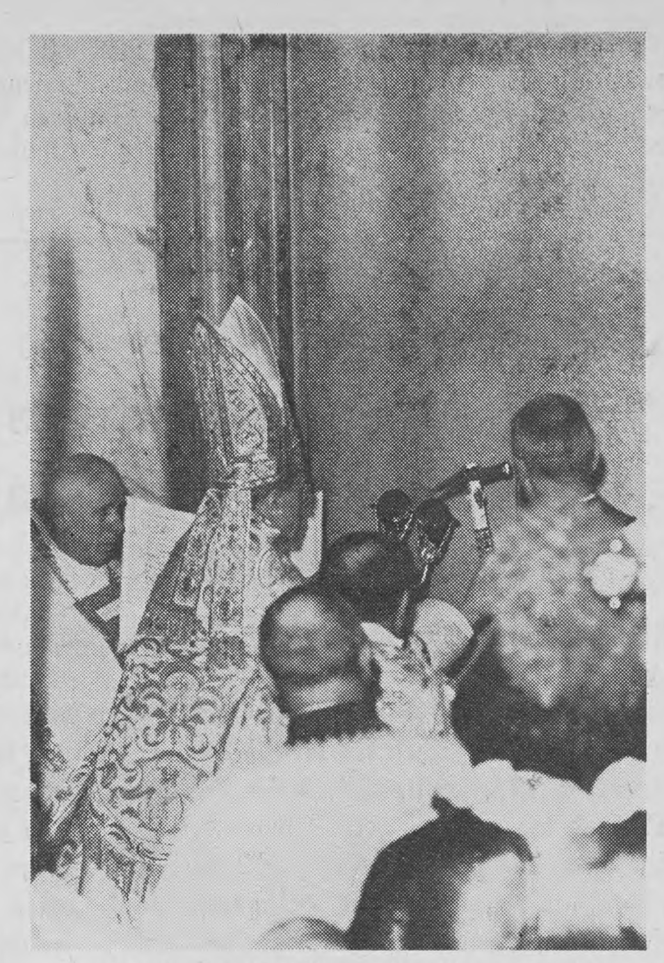
Heilige Jahr uns zurückführen, ihm soll es uns näher bringen — das Jahr „der großen Rückkehr und großen Vergebung", wie Papst Pius XII. es im Jubiläumsgebet nennt. Darin liegt die Ähnlichkeit dieses christlichen Heiligen Jahres mit dem jüdischen des Alten Bundes, darin auch die Verschiedenheit. Im dritten Buch Moses war verfügt, daß das fünfzigste Jahr ein Jubeljahr sein sollte, „in dem jeder wieder in den Besitz seines Eigentums kommt und zu seiner Familie zurückkehrt" (Lev 25). Wie glücklich wären wir heute, wenn dieses Gesetz noch in Kraft wäre und allenthalben noch beobachtet würde! Die heiligen Bücher berichten uns nicht, wie weit es damals auch wirklich befolg wurde. Aber sein Sinn und Zweck ist erhaben: Die wichtigsten Güter, die der Israelit auf Erden besitzt und die letztlich sein Leben ausmachen, seine persönliche Freiheit und sein Eigentum an Acker und Haus, sind unveräußerlich und müssen darum immer wieder an den Herrn und Besitzer zurück, und zwar auf dem Wege des Nachlasses, der unentgeltlichen Rückgabe.

Zurück an den Herrn, den Besitzer und Eigentümer, dessen Recht unverläßlich ist — das ist Sinn und Zweck auch des christlichen Jubeljahres, das wir heuer begehen. Aber im Zeichen des neuen, des geistigen und vollkommenen Bundes geht es nicht mehr um bloß irdische Ziele und zeitliche Werte, nicht um den Schutz des vergänglichen Lebens; es geht vielmehr um das Letzte, um die Seele des Menschen, um sein ewiges Ziel und die himmlische Heimstatt, um seine Befreiung aus der Knechtschaft der Sünde, darum, daß er zurückkehrt in die Familie der Gotteskinder. Dafür empfängt er die „große Vergebung", das Geschenk des Heiligen Jahres, das allerdings auch an das Grundgesetz der Erlösung gebunden ist. Und dieses Gesetz besagt, daß der Mensch selbst mitwirken muß, Gott, seinem Herrn, der ihn in sein Eigentum holen will, mit willigem Herzen entgegengehen muß: bereuend, bekennend, büßend und bessernd, wozu es ja auch schon der Gnade, der „ziehenden" Liebe Gottes bedarf. Reue, Beichte, Buße und Besserung — dieser Rückweg ist bitter und schwer, dieser Preis mag teur erscheinen, zu teuer für das „Geschenk" der Vergebung. Doch er entspricht der Gerechtigkeit Gottes, seiner Würde als Herr und Besitzer, von dem der Sünder sich losgesagt hatte, dessen Rechte er schnöde mißachtet, demgegenüber er schuldig geworden. Was ihm jetzt von seiten Gottes zuteil wird, ist noch immer „Vergebung" genug, Nachlaß unbezahlbarer Schuld, Wiedereinsetzung in leichfertig verlorene Rechte, die schon reines Gnadengeschenk waren: die Freundschaft Gottes, des Vaters, die Gemeinschaft der Gotteskinder, die Erbschaft des ewigen Reiches, zu der ein Jubiläumsablaß den Zugang dann bedeutend verkürzt. Denn der Nachlaß von Strafen hinnieden erspart die Läuterungsleiden im Jenseits . . . So haben sowohl die Sondervollmachten der Jubiläumsbeichtväter in Rom als auch die vorgeschriebenen „Werke", die dem Ablaß vorausgehen müssen, ihren Sinn im Hinblick auf Gott. Im Vollzug solcher Buße bekennt der Mensch sich schuldig vor ihm und anerkennt seine Rechte als Herr und Besitzer. Darüber hinaus bekennt jeder Büßer die Hoffnung auf Wiederannahme und „reiche Erlösung", das Vertrauen des irregegangenen Kindes auf den „Vater der Erbarmungen" . . . Buße als Weg der Rückkehr zu Gott und als Bereitschaft zur großen Vergebung ist auch ein Aufruf der menschlichen Werte, ist ein Bekenntnis zur Freiheit, zur Würde der Einzelpersönlichkeit. Die Sünde war Mißbrauch derselben, war Selbstentwertung des Menschen; die Buße ist Rückkehr zum besseren Selbst, ist Entscheidung des freien Gewissens zum Guten, Anerkennung persönlicher Haftung, Abwehr der „Kollektivierung", dieses schändlichen Übels der „Neuzeit" . . . Die Kirche, die ihr Jubiläum als Jahr der Buße und Besserung feiert und die als Gottes Sachwalterin den Menschen die „große Vergebung" anbietet, steht damit ganz auf der Höhe der Zeit. Sie dient solcherweise nicht nur dem Herrn auch unsrer Tage, Gott, dessen Rechte sie mutig zurückfordert, sondern sie dient auch, und mehr noch, dem Menschen, den sie zu seinem Besitzer zurückführt und der dabei stets am meisten gewinnt. Denn Gott ist sein Glück und sein Heil, Gott ist sein Friede.

Das Heilige Jahr — ein Friedensjahr

Wenn dieser allgemeine und grundlegende Zweck des Heiligen Jahres sich so reichlich erfüllt, wie es vom Heiligen Vater gewünscht wird, daß zur Bekehrung und Buße die Übung jeglicher Tugend hinzukommt, dann muß das Jubeljahr auch ein Friednsjahr werden. Das ist der besondere Zweck und die zeitbedingte Aufgabe des diesjährigen großen Jubiläums — eine Aufgabe, die ohne Zweifel den Beifall und die freudige Mitarbeit der Menschen „guten Willens" in aller Welt findet. Daß zwischen Vergebung und Frieden

ein enger Zusammenhang besteht, war schon den alten Heiden bekannt. Der Römer Cicero wies seine Landsleute auf das Beispiel der Athener hin, die mit der „Amnestia", dem gewollten Vergessen und Auslöschen früherer Unbilden, die Grundlagen für den Frieden schufen. Die „große Vergebung" des Heiligen Jahres schafft den Frieden, die Ruhe in der Ordnung, zwischen dem Menschen und Gott. Es verwirklicht damit jenen neuen und vollkommenen Bund in Christus, durch dessen Blut die Vergebung zuteil wird, den Bund, von dem der Herr verheißen: „Ihre Schuld vergebe ich ihnen, und ihrer Sünden gedenk ich nicht mehr" (Jer. 31,34).



Der Heilige Vater öffnet die „Porta Santa".

Dieses Werk der Versöhnung, das seinen Ausgang von Gott nimmt, setzt sich zwangsläufig fort von Mensch zu Mensch, zwischen den einzelnen und zwischen den Völkern. Denn Vergebung kann nur suchen und Vergebung wird nur finden, wer auch selbst zum Vergeben bereit ist, wer jene „Amnestia" zu üben gewillt ist, ohne die der Friede nicht sein kann und die dem Frieden den Boden bereitet. Die Hand, die sich Vergebung heischend zum Himmel erhebt, muß sich versöhnend zum Bruder ausstrecken. Denn, „wenn ihr den Menschen nicht vergebt, so wird auch euer Vater eure Sünden nicht vergeben" (Mt. 6,15). Die Pilger, die in den vier großen Basiliken Roms die Gebete verrichten, die zur Gewinnung des Jubiläumsablasses vorgeschrieben sind, werden an diese Grundbedingung erinnert durch jedes Vaterunser, das sie andächtig, d.h. mit Gedanken an den Inhalt sprechen: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern" . . . Und diese „Schuldiger", sie knien vielleicht nebenan und sprechen dieselben Gebete, mit demselben ehrlichen Willen. So war es ja wohl von unserem „gemeinsamen Vater", dem Papste, gemeint, daß aus dem Pilgerjahr und Herrgottsjahr ein Friedensjahr werde . . .

Dazu soll jeder von uns nach Kräften beitragen, in seinem Wollen und Wirken, in seinem Reden und Schweigen — auch das ist ein Mittel des Friedens —, in seinem Beten und, wem die Gunst verliehen ist, in seinem Pilgern zur Friedensstadt Rom. Im Geiste sind wir wohl alle dort und sind mit dem Heiligen Vater durch die „Porta Santa" gezogen, das frisch geöffnete Tor, das ein Sinnbild für Christus ist, der von sich gesagt: „Ich bin die Tür. Wer durch mich eintritt, wird gerettet" (Jo. 10,9). Die Öffnung der „Heiligen Pforte" in den vier Hauptkirchen Roms als Auftakt des Heiligen Jahres ist das sichtbare Zeichen für die Erschließung der reichlich fließenden Quellen, aus denen uns die Vergebung zuteil wird, die Gnade des Herrn, die aus den Sündern Gerechte macht, Träger des Friedens, mit Gott und von Gott hin zu den Menschen. Diese sind es, denen die Pforte sich auftut zum Land des ewigen Friedens, auf das ein al-

tes Pilgergebet hinweist: „O Gott, der du den Söhnen Israels in deiner Huld das Geschenk des Jubiläumsnachlasses gegeben hast, gewähre uns, wir bitten dich darum, die vollkommene Nachlassung aller Schulden, auf daß wir, die wir jetz durch diese Pforte in den heiligen Tempel einziehen, verdienen, glücklich zu gelangen zum himmlischen Vaterland."

-r-

Gebet des Papstes Pius XII. zum Heiligen Jahr 1950

Allmächtiger, ewiger Gott, von ganzem Herzen danken wir dir für das große Geschenk des Heiligen Jahres. Himmlischer Vater, der Du alles siehst und die Herzen der Menschen erforschest und lenkest, öffne sie — in dieser Zeit der Gnade und des Heils — der Stimme deines Sohnes. Laß das Heilige Jahr für alle werden ein Jahr der Reinigung und Heiligung, der Verinnerlichung und der Sühne: das Jahr der großen Rückkehr und des großen Verzeihens. Schenke, o Gott, den um ihres Glaubens willen Verfolgten den Geist der Stärke, der sie unlöslich verbinde mit Christus und seiner Kirche. Beschütze, o Gott, den Stellvertreter deines Sohnes auf Erden, die Bischöfe, Priester, Ordensleute und alle Gläubigen. Gib, daß alle, Priester und Laien, jung und alt, in enger Denk- und Gesinnungsgemeinschaft einen festen Fels bilden, an dem der Andrang deiner Feinde zerschelle. Deine Gnade entzünde in allen Menschenkindern Liebe zu den vielen Unglücklichen, denen Armut und Elend menschenunwürdige Lebensverhältnisse aufzwingen. Erwecke in denen, die dich Vater nennen, Hunger und Durst nach sozialer Gerechtigkeit, nach Brudersinn in Werk und Wahrheit. „Gib Frieden, o Herr, in unseren Tagen", — Frieden den Seelen, Frieden den Familien, Frieden dem Vaterland, Frieden unter den Völkern. Laß den Regenbogen der Befriedung und Versöhnung in ungetrübtem Glanze auch wieder über dem Lande erstrahlen, das einst durch das Leben und Leiden deines Sohnes geheiligt ward. Gott aller Tröstungen! — Tief ist unser Elend, schwer unsere Schuld, zahllos sind unsere Nöte — größer aber noch ist unser Vertrauen auf dich. Unserer Unwürdigkeit bewußt, legen wir kindlichen Sinnes unser Geschick in deine Hände und vereinen unsere schwachen Gebete mit der Fürbitte und den Verdiensten der Allerseligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen. Schenke den Kranken Ergebenheit und Genesung, der männlichen Jugend Glaubenskraft, der weiblichen Herzensreinheit, den Vätern blühende und tugendhafte Familien, den Müttern Segen in der Erziehung ihrer Kinder, den Waisen liebvolle Betreuung, den Vertriebenen und Gefangenen die Heimat, uns allen aber deine Gnade als Vorbereitung und Unterpfand der ewigen Seligkeit im Himmel. Amen.

Maria Lichtmess



Sie trugen das Kind hinauf nach Jerusalem, um es dem Herrn aufzuopfern. Vierzig Tage nach seiner Geburt betritt der dreimal heilige Gott den Tempel zu Jerusalem, nicht im geheimnisvollen Wolkenschleier, wie Jahrhunderte vorher, bei Salomons feierlicher Tempelweihe, sondern im Schleier lieblicher Kindesgestalt. Das war der erste Lichtmeßtag.

Still bescheiden steht die Gottesmutter im Tempelvorhof: Dort warteten die jungen Mütter mit freudig pochendem Herzen, bis sie ihren Erstgeborenen durch Priesterherz und Priesterhand dem Herrn weihen durften. Da stand manch hohe Frau von altjüdischem Erbadel in reichem Schmuck und kostbaren Kleide, und Mägde trugen ihr nach die kostbaren Weihegaben. Die Mutter von Bethlehem aber hatte „bloß" frommen Herzensschmuck, ihre Imaculataseele, und Joseph, ihr heiliger „Mann", trug ihr nach das Opfer der Armut: Fünf Silberstücke und ein billiges Taubenpaar.

Der Lichtmeßtag ist ein Lehrtag für die katholischen Eltern: Von der Lichtmesse im Gotteshaus sollen Vater und Mutter ins Elternhaus heimbringen heiliges Opferlichkeit; es soll ihnen Lichtmesse und Meßlicht am heiligen Opferaltare das liebe Elternherz wieder warm machen in heiliger Gattenliebe und heiliger Kindersorge, Kinderseelsorge, daß auch sie, wie Maria und Joseph, ihre Kinder allezeit dem lieben Gott „darstellen" im Gottestempel der Kirche und der Familie!

Die Kinder sind ein Geschenk Gottes. Die leichtsinnige Welt lacht über dies Christenwort, kinderlose Eltern weinen über die Tatsache, zumal in greisen, hilflosen Tagen. Die Kinder gehören darum auch dem lieben Gott. Das ist in einem feierlichen Vertrag ausgemacht und eidlich beschworen worden am sakramentalen Traualtar der Eltern und am sakramentalen Taufstein der Kinder, und bei der ersten heiligen Kommunion der Kinder ist dieser heilige Vertrag erneuert und mit Jesu Blut unterschrieben, und mit Jesu Herz gesiegelt worden. Und darum ist es auch heilige Pflicht, ja, die edelste und erste Lebensaufgabe katholischer Eltern, die Kinder ihrem Vater, Gott, wieder zuzuführen. — Unter den verschiedenen Mitteln, die Kinder leichter für Gott zu erziehen, ist eines der segensreichsten der Elternsegen.

Der „Elternsegen" ist das Gebet, das inbrünstige, durch die Wolken dringende, über Meere und Gebirge hindringende, das Herz Gottes erobernde Fürbittegebet einer liebenden Mutter, eines sorgenden Vaters für seine lieben Kinder.

Manche Kinder müssen schon früh das Elternhaus verlassen, das „Paradies der Kindheit". Wohl mag des Kindes Abschied hart und bitter sein. Wenn aber Elternhände das scheidende Kind mit dem Weihwassertropfen im heiligen Kreuzzeichen segnend besprengen, wenn Elternherzen Gottessegen auf das scheidende Kind herabflehen; dann ist der Seele dieses Kindes Heil widerfahren; Gottes Engel nehmen es in ihre Obhut; dann mag ein Kind getrost in die Fremde gehen.

Legen sie die Kleinen schlafen, liebe Mutter, spare nicht mit deinem heiligen Muttersegen: drücke deine kleinen Unschuldsengel innig an dein liebend Herz, tauche deine Finger in heiliges Wasser und drücke das heilige Kreuzsiegel auf die reine Kinderstirn! Und auch du, Vater; denn du bist des Hauses Hohepriester!

Sind die Kinder herangereift, segne sie, Vater, Mutter, bevor sie zur Schule gehen, bevor sie in die Kirche, bevor sie ins Büro, in den Laden, ins Kontor gehen; segne sie, wenn sie zur heiligen Beichte und Kommunion gehen, damit deine Kinder rein bleiben, rein, ja jungfräulich bis zum Traualtar oder bis zum Totenbahr!

Und hat dein Kind die erste Sünde getan, dann verdopple, verdreifache, verhundertfache deines heiligen Segens Kraft! Tauche jetzt nicht bloß deine Hand ins heilige Weihwasser, jetzt tauche deines Kindes Seele tief, tief in Jesus heiliges Herzblut bei der heiligen Kommunion, bei der heiligen Wandlung, bei der Schmerzensmutter unterm Kreuz!

Geht dein Kind in die Fremde, in den Dienst, ans Gymnasium, an die Hochschule . . . gib ihm Weihwasser und sprich: „Kind! Es segne dich Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist! Bleib brav! Vergiß das Beten nicht.“ —

Tritt eines deiner Kinder an den Traualtar, holt sich der liebe Gott dein Kind als Braut hinter das Heiligtum schützender Klostermauern, o spare nicht mit deinem heiligen Elternsegen! Solltest du aber die Stunde erleben, daß der Sohn zum Primizaltar emporsteigt — die köstlichste Frucht deines reinen Braut- und Ehestandes; dann segne den geweihten Gottespriester noch einmal, bevor du dich hinkniest, seinen Erstlingssegen zu empfangen! Legst du dich aber zum Sterben hin, dann lasse deine Kinder noch einmal vor dich hinknien, lege ihnen, Vater, Mutter, deine zitternden Hände auf und sprich: „Kinder, ich segne euch! Kinder bleibt brav! Kinder! auf Wiedersehen im Himmel!“

ANDACHT

Der Du auf der Wolken Rande
Hoch am Abendhimmel hängst,
Der Du aller Meer' und Lande
Segnend noch einmal umfängst:
Einsamer! Gebete rauschen
Dir, wohin Dein Ohr sich neige.
Und ich senk in stillen Lauschen
Demutsvoll das Haupt —
Und schweige!

Am Feste Mariä Lichtmeß
Durch die Gassen geht Maria,
In dem Arm den Sohn, den lieben,
Hält ihn fest und hält ihn linde,
Und ihr Auge schaut auf ihn.
Wie die Englein ihm gesungen,
Ihn die Hirten angebetet,
Huldigten die grauen Weisen,
Läßt sie still vorüberziehen.

Aber Joseph ihr zur Seiten
Ist in Sorgfalt ganz befangen,
Prüfend frägt alle Steine,
Ob ihr Fuß zu kühn sich wagt,
Weiß nicht, was er wird erleben,
Aber wunderbare Dinge
Haben aus des Kindleins Augen
Sich ihm heimlich angesagt.

Aus dem Hallen tritt Maria,
In dem Arm den Sohn, den lieben,
Hält ihn fest und hält ihn linde,
Und auf ihm ihr Auge ruht.
O! Sie hat das Glück getragen
Durch neun wonnevolle Monde,
Was verkündet jene Frommen,
Trug sie längst im glühnden Mut.

Aber Joseph stillen Schrittes
Tritt nicht mehr an ihrer Seite,
Da das liebe, liebe Kindlein
Nun der Herr der ganzen Welt.
Doch wie höher steigt die Sonne,
Schleicht er leis an ihre Schulter,
Und er zupft an ihrem Mantel,
Daß der Schleier niederfällt.

Ein Wort zu des Deutschen Volkes Kollektivschuld

Von P. Jos. Schneider O.M.J.

Es ist schaurig, was Hitler zwischen 1932-45 angerichtet hat. Schreibt mir da ein Pater aus Dresden in Sachsen, daß es allein in kurzer Zeit 1100 Gefangene an den Galgen begleitet habe; ein Beweis, wie Hitler seine Drohung wahr gemacht, daß nach seiner Amtsantretung Köpfe rollen würden. Der Krieg, den er skrupellos vom Zaun gebrochen, hat die Welt 16 Millionen Menschenleben gekostet. Die Alliierten verzeichnen 10 Mill. Verluste und die Achsenmächte 6 Millionen. Und die Nachwehen dieser internationalen Morderei an Hunger, Elend und Verzweiflung sind garnicht zu ermessen.

Eine besondere Rolle in der Hitlerei spielten die Vernichtungslager, die das Antlitz Europas geschändet haben. Bisher sind nur wenige Bücher darüber geschrieben worden, aber das Wenige, das geschrieben worden ist, macht einem die Haare zu Berge stehn. Beim Lesen einzelner Stellen möchte einem das Herz zerreißen vor Entsetzen. Todeslager sind diese Gefängnisse gewesen im unheimlichsten Sinne des Wortes. Was müssen die Opfer dieses Trauerspieles gelitten haben!

Zuerst die ruhelosen, von Schreckensträumen zerwühlten Nächte vor Eintreffen der Geheimen Staatpolizei. Dann die peinliche Hausuntersuchung. Die gewaltsame Trennung von Haus und Hof, die sie auf Gedeih und Verderb zwischen die Mühlsteine des totalitären Staatsungeheuers auslieferte. Es folgten Monate der Untersuchungshaft mit oftmaligen Kreuzverhören bis zur leiblichen und seelischen Erschöpfung. Schließlich kam die Verurteilung zur Einsperrung im Konzentrationslager. Sie eröffnete eine Periode vollständiger Rechtslosigkeit und Erniederung bis unter's Vieh. Denn keiner vernunftlose Kreatur wird je zugetraut das durchzumachen, was diese Häftlinge an Vergewaltigung durchmachen mußten.

Der erste Akt ihrer politischen Umerziehung durch seelisch-körperliche Zermürbung war die Registrierung am Lagereingang. Zwei Stunden hieß es dabei stramm stehen mit dem Gesicht an der Wand, bis alles vorbei. Feindselige Blicke und rachsüchtige Bemerkungen gab's dabei für alle; Faustschläge und Fußtritte für den, der es wagte sich zu rühren oder auf einem Bein sich auszuruhen. Am Ende der Ausfragung hatten die Sträflinge keine Namen mehr; sie waren nur noch Nummern. Als rechtslose Nummern traten sie in die Qual des Vernichtungslagers hinaus.

Der zweite Akt im Prozeß der politischen Umerziehung bildeten die morgentlichen und abendlichen roll-calls. Dabei hieß es stundenlang stille stehen in Schlamm und Schnee. Es hieß sich ankreischen lassen müssen als Mistvogel oder Wildschwein. Gegen kleine Verletzungen der Lagerordnung warnte ein beweglicher Holzbock; Schuldige wurden mit Lederriemen darauf festgeschnallt und mit Gummiknüppeln bis zur Besinnungslosigkeit verprügelt. Auf Fluchtversuchen stand die Todesstrafe am hohen Galgen, der von der Mitte des Lagers aus alle Gebäulichkeiten überragte. Faust- und Stockschläge auf die Wangen, brennenden Zigaretten ins Gesicht, gehörten zur Alltäglichkeit. Zum Abschrecken den Beispiel und zur Stärkung der Disziplin mußten oft ganze Gruppen 12 Stunden lang stille stehn, ohne auszuruhn; sie schwankten wie Schilfrohre, in ihrem eigenen Kot. Anderen fesselte man die Hände auf den Rücken und hing sie an den Armen in den Bäumen auf und ließ ihr nervenerschütterndes Gewimmer über das Lager dahin schallen.

Den Höhepunkt im Trauerspiel der politischen Umerziehung bildete die 12 stündige Zwangs- und Schwerarbeit. Beschäftigung gab's in Hülle und Fülle in der Holzfällerei (zur Erweiterung des Lagers); in den Ladekommandos (zur Entwässerung und Trockenlegung durch Anlegung von Abzugsgräben); im Steinbruch (zur Beschaffung des Materials für den Barackenbau). Schwere und schwerste Lasten mußten geschleppt werden ohne Unterbrechung und ohne erfrischenden Trunk; bei ärmster Nahrung; mit blutigen Fingern und eiternden Händen; in elenden Kleiderlumpen; bei steter Miß-

handlungen. Die Beteiligten wurden buchstäblich zu Tode gehetzt und schrumpften zu einem bloßen Schatten ihres früheren Selbst zusammen. Gar mancher endete im Irrsinn, zerschmetterte sich den Kopf an einem zackigen Felsblock oder bat seine Peiniger in herzzereißendem Flehen um den Gnadenschuß.

In den Frauenlagern ging's kein bißchen anders her.

Sie kamen zu Tausenden, diese Frauen, in Transportzügen von aller Herren Länder, die Hitler im Blitzangriff erobert hatte. Brachten ihre besten Mundvorräte mit; ihre schönsten Kleider, ihr Gold und ihre Edelsteine. Sollten ja angeblich nur bis Kriegsende in einer Backsteinbrennerei arbeiten und dann in die Heimat entlassen werden. Die fabrikähnlichen Gebäude, die sich bei der Einfahrt ins Lager ihren Blicken boten, konnten sie in dieser Ansicht nur bestärken, besonders auch die rauchenden Schornsteine. Der Qualm, den diese heraus wirbelten, hatte freilich einen ganz eigenartigen Geruch an sich, den sie nicht erklären konnten. Doch darüber, trösteten sie sich, würden sie in Bälde aufgeklärt werden.

Wachmannschaften kamen und öffneten die Türen auf der einen Wagenseite; die andere blieb stets verschlossen. Ein Signal zum Aussteigen ertönt. Sie formen sich in Reihen von 8 und 10 in tiefer Staffelung am Hügelabhang. Alt und jung, Mütter und Frauen in den besten Altersklassen, bewegen sich langsam voran. Oben auf der Höhe steht der Lagerhauptmann. Kaltstarren Blickes verteilt er sie mit einer zackigen Handbewegung, die einen nach rechts, die andern nach links. Bisweilen paust er nimmt einen kräftigen Schluck aus einer Flasche.

Unbarmherzig reißt er die Familien- und Freundschaftsgruppen auseinander. Die Jungen und Starken verweist er auf die eine Seite und die Alten und Schwächlichen nach der andern. Es erregte leise Befürchtungen, aber schließlich hatte man ihnen ja ein Wiedersehn versprochen.

Die letzteren wurden in ein hallenähnliches Gebäude eingeführt und angewiesen für Bad und Entlausung bereit zu machen. Von dort ging es weiter in einen anliegenden weiten Raum. Wie Schlachtschafe schritten sie hinein und mit frostigem Klirren schloß sich die Stahltür hinter ihnen. Sie warten auf das versprochene Bad. Stattdessen erscheinen plötzlich tödliche Blaugasblasen an der Decke. Es packt ihre Atmungsorgane mit erdrosselndem Griff. Nun wissen sie: man hat sie überlistet. Sie schreien um Hilfe, zerraufen sich die Haare, zerkratzen sich das Gesicht; gehen vor Verzweiflung die Wände hinan. Was hilft's? In zwei Minuten sind sie alle tot. Ihre Henker kommen und laden ihre zuckenden Leiber auf Schieberkarren, um die Einäscherungsöfen damit zu füttern.

Alles, was man diesen armen Opfern vorgemacht, stellte sich als ein satanisches Lügengewebe heraus. Der Nazihäuptling, an dem sie vorbeimußten, war ihr Henker, der sie mit eiskalter Miene zur Hinrichtung verdammte. Die Flasche, deren Inhalt er in sich hineingurgelte, war ein Schnapsbehälter; er mußte all seine Sinne betäuben, um den nötigen Mut zu seinem unmenschlichen Handwerk aufzubringen. Die Entlausungskammer war eine Riesenfalle, die allwöchentlich Tausende verschlang. Die Backsteinöfen waren Einäscherungsmaschine für getötete Menschenleiber. Der Geruch, der ihnen entströmte, war ekelhafter Leichengeruch. Die Schätze an Kleidern und Geschmeide, die sie hatten retten wollen, sollten ihre nazistischen Meuchelmörder bereichern.

Welch schaurig-trauriges Schicksal!

Was aber würde aus den andern werden, die mit ihnen auf demselben Transportzug gekommen und vom Nazihenker auf die andere Seite verwiesen wurde? Sie waren zu langsammen Siechtum verdammt. Sie werden dahinschmachten im Schmutz und Ungeziefer übervölkerten Baracken; in entwürdigender Sklavenarbeit; in Hunger und Schwachheit; in beständiger Angst vor dem Gespenst der Vergasung; in einem Zustand unmenschlicher Peinigung durch entmenschlichte Verbrecher. Kranke durfte es im Lager grundsätzlich keine geben und kein Gefangener durfte auf Anweisung Himmlers sechs Monate überleben. Der Befehl wurde mit 90%-iger Strenge durchgeführt.

All diese Einzelheiten kann man sich zusammenlesen in zwei Büchern, die über den Gegenstand erschien. Das eine stammt von einem deutschen Mann, das andere von einer polnischen Frau. Der Bericht des Mannes ist ein Muster leidenschaftsloser Berichterstattung. Derjenige der Frau zeichnet sich im Durchschnitt aus durch wundersame Ruhe und Sachlichkeit. Leider, läßt sie gegen Ende eine Sterbende im Fiebertraum ihre Stimme erheben gegen all die höllische Missetäterei. Und diese beschränkt ihre Anklage nicht auf Hitler und Himmler und die Naziklicke; sie schleudert sie gegen das ganze Deu-

tsche Volk. Die Anklage umfaßt kaum 2 Seiten; dennoch lausche man und staune, wie bitter und boshaft sie ist!

„Leben und Dasein der Deutschen erschöpft sich im Streiten. Sie haben die Geistesverfassung der Wilden und benutzen deshalb Mord, Plünderung und Blutvergießen für ihren Ausdehnungsdrang. Wie die Tiere des Urwaldes schleppen sie ihre Beute in ihre Höhlen, zerreißen und zerfleischen sie, und das Einatmen der blutschwangeren Dünste erhöht nur ihren Appetit für weitere Bluttaten. Wie traurig, daß sie sich nicht besinnen können und ihrer blutrünstigen Rolle in der Geschichte nicht ein für alle Mal entsagen. Ihre Schuld ist es, wenn die Völker falsche Wege eingeschlagen haben und nun eine Periode des Wahnsinns durcheilen. Deutschlands Seele ist blutdürstig gewesen für Jahrhunderte. Es hat Blut getrunken im Weltkrieg No. 1 und hat noch nicht genug davon; es wird weiter danach gieren. Es hat sich in der Vergangenheit in der Rolle des größten Zerstörers gefallen; wird es jemals aufbauen helfen?"

Darauf folgt dann ein wahrer Lobgesang auf die eigene Unschuld und Erhabenheit.

„Mit Uns sieht es anders aus. Obwohl Nachbarn, stehen wir uns wie zwei entgegengesetzte Pole gegenüber."

Die Anklage schließt mit dem Ausruf: Ihr seid für Jahrhunderte eine Nation von Banditen gewesen."

All das entquoll, wie gesagt, dem Fieberwahn einer Sterbenden. Dennoch weiß ein jeder: was in solcher Lage dem Unterbewußtsein entströmt, das hat sich lange vorher zur tiefsten persönlichen Überzeugung kristallisiert. Und deshalb verlangen jene Anschuldigungen eine Antwort, besonders gegen ihre rücksichtslose Verallgemeinerung.

Zunächst fragen wir: Wo ist die Beweisführung bis ins Kleinste, die solch ein Verdammungsurteil rechtfertigen könnte? Ein Vergleich zwischen den Europäischen Nationen mit einem solch verdammenden Schlußurteil gegen das Deutsche Volk setzt offenbar eine sehr intime Geschichtskenntnis voraus. Wer aber hat diese? Es nimmt viel mehr Studium und Scharfsicht das Labyrinth der Jahrhunderte zu durchschauen als irgend einer von uns Sterblichen besitzt. Wer Deutschland kennt und Jahrzehnte unter der Bevölkerung gelebt hat, weiß, daß es wenigstens genau so viel gute Menschen in ihr gibt als böse. Der Untergrund, der sich gegen Hitlers Gaunerei gebildet hat, beweist das zur Genüge.

Ist es überdies ratsam für die Völker, sich gegenseitig auf politischem Gebiet zu befehden? Es ist von jedem Gesichtspunkt aus betrachtet ein gefährliches Spiel, das zu keinem guten Ergebnis führt. Hier heißt es besser schweigen nach dem Gesetze der Klugheit: Wer selber in einem Glaskasten sitzt, hüte sich, auf andere Steine zu werfen. Nach Prof. Wright von der Chicago Universität hat Deutschland in den letzten 500 Jahren 23 Kriege geführt; England 78; Frankreich 71. Die Ver. Staaten haben sich in den 150 Jahren seit ihrer Gründung an 13 blutigen Konflikten beteiligt. Der Kriegswahn, von blindem Nationalismus und Abenteurergeist scheint einfach periodisch die Völker fortzureißen. So wurde U.S.A. President McKinley in den Krieg gegen Spanisch Cuba (1898) hineingezwungen. Er wehrte sich mit aller Kraft dagegen. Aber die Presse und Mob Psychose überwältigten ihn. Seine Yankees konnten nicht früh genug hinein. Als England 1902 die Eroberung des Börenlandes (S. Afrika) einleitete, war Lloyd George einer von denen, die sich dagegen aussprachen. Es versetzte seine Zuhörer in hellen Zorn; die Polizei mußte eingreifen, um sein Leben zu retten.

Die Diktatur aber, die Deutschland in den letzten Krieg hineingejagt, ist einer wahren Notlage entsprungen. Wie ist Hitler mit seinen Knechten ans

Der Schoenste Gruss

„Gelobt sei Jesus Christus!"
Das ist der schönste Gruß,
Wo den zwei Menschen sprechen,
Der Herr sie segnen muß.
Dein erster Gruß am Morgen,
Dein Abschied sei's zur Nacht;
Dann ist dein Tag gesegnet,
Dein Schlummer wohl bedacht.
„Gelobt sei Jesus Christus!"
Sprich's oft in dieser Zeit;
Dann grüßt dich Christus wieder:
„In alle Ewigkeit!"

Ruder gelangt? Nur durch tragische Umstände, die keiner zu meistern vermochte, und Dank dem demokratischen Wahlsystem, das man dem Deutschen Volk, ohne Rücksicht auf mögliche Verwicklungen, gegen seinen Willen aufgezwungen. Hitler hat bekanntlich bei der entscheidenden Wahl nur 45% aller Stimmen bekommen. Nur trügerische Versprechungen an die Kaiserpartei sicherten ihm deren Unterstützung. Sie verschacherten ihm ihre 15% und verhalfen ihm damit zur Mehrheit. Dabei vergesse man nicht, daß die Wähler damals einem schrecklichen Entweder—Oder gegenüber standen. Hier Hitler, hier Stalin: das war die Frage. Sie gaben dem Nazismus den Vorzug, weil es ihnen die einzige Hoffnung auf Rettung vom völligen Zusammenbruch zu sein schien.

Was aber als Folgen dieser Wahl im Herzen Europas zustande kam, das hat man früher schon in andern Ländern wiederholt beobachtet. Räuberhorden auf dem Thron sind keine Seltenheit. Man denke an Moskau und Jugoslavien. Und ist nicht lang, der Henker Stalins in Polen, bereit sein ganzes Volk dem russischen Terrorismus zu opfern? Frankreich war nach der Revolution (1798) wie in einem Blutrausch befangen. Robespierre mordete wie ein Tiger nach rechts und links und verwandelte das ganze Land in ein Vernichtungslager. Und ist es nicht Huey Long (1935) gelungen, in Louisiana eine 7-jährige Schreckenherrschaft aufzurichten? Die sozial-wirtschaftliche Schlamperei im Missisippi-Delta schuf die psychologische Voraussetzung dafür. Er fand Männer genug für seine Leibwache. Er fand verbrecherische Elemente zur Bildung einer Geheim Polizei. Ohne Bedenken griff er zu Gewaltmitteln, um seine Pläne durchzusetzen. Mit den Volksvertretern in der Landesregierung spielte er wie ein Kind mit zerbrochenen Puppen. Er fühlte sich so sicher, daß er meinte für die Presidentschaft im Weißen Haus sich bewerben zu können. Die Kugel eines Mörders setzte seinem ehrgeizigen Streben ein Ende.

Höhlenmenschen? Mörder? Plünderer? Blutegel? Zerstörer? Banditen?

Dieselbe Schmeichelnamen könnte man den Polen, Franzosen, Engländern, Amerikanern anhängen für gewisse Zeitabschnitte ihrer Geschichte. Man denke an die religiöse Verfolgung der Minderheiten in diesen Ländern; man denke an ihre unersättliche Eroberungsgier nach außen. Man denke an die Rachepolitik der Alliierten in den Nachkriegsjahren gegen Deutschland. Gerade hier hätten sie die Gelegenheit gehabt zu zeigen, daß sie von besserem Stoff gebildet sind. Sie haben das Gegenteil bewiesen.

Die Westmächte haben bei Ausbruch des letzten Krieges wundersam unterschieden zwischen Hitlerclick und Deutschem Volk. Sie haben sogar einen guten Teil der Schuld am neuen Weltbrand nüchtern und sachlich der Pfuscherei ihrer eigenen Politiker zugeschoben. Sie haben, als Sieger an Deutschlands Türschwelle stehend, dem Volk Befreiung und Gleichberechtigung unter den demokratischen Nationen angesagt. Wie Stimmen klang's aus einer besseren Welt. Leider, wurden sie bald vom Haßgekröhl aus der Hölle übertönt. Das Schlagwort von der Kollektivschuld wurde geprägt und als Kamouflage benutzt zur unmenschlichen Zertrampelung der Besiegten.

War es bei den östlichen Siegern etwa anders? Man versteht den unbändigen Aufschrei dieser Völker gegen die jahrelange Mißhandlung durch die Gestapo. Aber warum Haß mit Haß und Gewalt mit Gewalt erwidern?

Warum Unschuldige einpferchen zwischen Tanks und Maschinengewehren und zur Qual des Verhungerns verdammen? Warum Mädchen und Frauen mißbrauchen ohne Maß und Zahl, selbst wenn sie blutüberströmt und sterbend am Boden liegen? Warum die Wohnungen der Armen plündern und all ihr Hab und Gut in Brand stecken? Warum sogenannte Hitlerfreunde ins Braune Haus schleppen und mit Messer und Soldatensäbel ihnen das Hakenkreuz in Brust und Rücken graben? Warum all diese Rohheiten, Brutalitäten und Unmenschlichkeiten?

„Mit Uns steht es anders? Wir sind wie ein entgegengesetzte Pol?" Erhaben über Rache und menschliche Leidenschaft? Die Tatsachen sprechen eine ganz andere Sprache.

Schade, daß einige Nachkriegsbücher durch solche Ausbrüche der Unvernunft sich selbst entweihen.

Ein Merk's, daß die Ohren gellen!

„Wenn unser Pfarrer ahnte, welche Zeitungen ich Tag für Tag in der Gemeinde herumtragen muß, so würde er vor Schrecken und Entsetzen nicht mehr schlafen."

Ein Landbriefträger.

Die Oblaten in Canada

vom Schriftleiter.

1840 Oblatenmissionare arbeiten in Canada. Sie verteilen sich auf fünf Provinzen und sieben Missionsvikariate, an deren Spitze Oblatenbischöfe stehen.

Wohl eine der bestentwickelsten Oblatenprovinzen der Welt ist die französische Ostprovinz Canadas. Diese Provinz hatte vor drei Jahren den großen Vorzug, dem Oblatenorden einen neuen Generaloberen zu geben.

Pater Leo Deschatelets O.M.J., Provinzial der Ostprovinz, wurde im Jahre 1947 zum Generalsuperior der Oblaten gewählt.

Als unser heiligmäßiger Stifter Eugen von Mazenod im Jahre 1841 seine ersten Oblaten nach Canada aussandte, hatte er sich bestimmt nicht gedacht, daß sein Werk sich einstens so entwickeln werde, wie es heute vor uns steht.

Am 7. Dezember 1841 gründeten zwei Oblatenpatres das Haus St. Hilaire de Rouville, in Montreal. Das war der Anfang der großen Ostprovinz Canadas. Heute zählt diese Provinz (nach dem Personalverzeichnis von 1948) 422 Patres, 134 Oblatenseminaristen, 289 Oblaten-Missionsbrüder, 44 Novizen und 341 Junioristen.

Das Provinzialhaus befindet sich in Montreal. Wir finden dort 28 Patres und 8 Oblatenbrüder. Die Patres führen die große St. Peter Pfarrei und predigen Missionen.

Ottawa ist die rechte Oblatenstadt. Dort steht das 1885 gegründete Oblatenpriesterseminar mit 17 Patres, 14 Oblatenbrüdern und weit über hundert Seminaristen.

Unweit des Oblatenseminars steht das Universitäts-Priesterseminar, in dem unter der Leitung eines Oblatenoberen 20 Patres und vier Laienbrüder wirken. Dieses Seminar ist ein Teil der großen, von den Oblaten geleiteten katholischen Universität von Ottawa. An der Universität arbeiten 79 Patres und 16 Oblatenbrüder.

Gegenüber der Universität sehen wir das große Herz-Jesu-Juniorat, ein Kolleg, in dem 140 Schüler unter der Leitung von 16 Patres und 11 Oblatenbrüdern sich auf die höheren Studien im Priesterseminar vorbereiten.

Angeschlossen an die Universität ist ein katholisches Lehrerseminar und das im ganzen Osten bekannte katholische Pressewerk der Oblaten. Aus diesem Büreau werden jede Woche Tausende von englischen und französischen Sonntags-Meßkarten in Stadt- und Landpfarreien geschickt. Von dort auch kommt der berühmte katholische „Kursus über das heilige Sakrament der Ehe", der sich in den Abendschulen unserer katholischen Gemeinden des Westens immer mehr verbreitet.

Unweit der Weltstadt Montreal, in Richelieu, Quebec, steht das große Oblatenhaus Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz. Dort haben die Oblatenpatres ihr Noviziat, eine große, von Oblatenbrüdern geführte Druckerei, Schneiderei und Tischlerei. Neben den 44 Novizen arbeiten in Richelieu 15 Patres, 45 Oblatenbrüder, 19 Brüdernovizen und 40 Brüderkandidaten.

Ein zweites Juniorat mit 201 Schülern, 18 Oblatenpatres und 14 Oblatenbrüdern befindet sich in Chambly-Bassin, Quebec.

Fünfundzwanzig Oblatenpatres und zehn Brüder wirken in Cap de la Madelein, dem großen Pilgerort des französischen Ostens, 23 Patres und 4 Brüder in der berühmten Erlösergemeinde zu Quebec.

Außer dieser großen Anstalten leiten die Oblaten der Ostprovinz sieben Häuser für geschlossene Exerzitien, sieben Pfarreien, eine Anzahl von Missonshäusern und von Indianmissionen.

Angeschlossen an die Ostprovinz ist das Apostolische Vikariat von James Baye, an dessen Spitze Bischof H. Belleau O.M.J. steht. 16 Missionpatres und 27 Missionsbrüder wirken mit Bischof Belleau an der Bekehrung der Eingeborenen des James Bay Vikariates.

Auch das Distrikt-Vikariat Labrador ist der Ostprovinz angeschlossen. Dieses Vikariat steht unter der Leitung von Bischof L. Scheffer O.M.J., zählt 14 Missionspatres und 5 Missionsbrüder.

Zwei weitere Missionsgebiete stehen unter dem Patronat der Ostprovinz, und zwar das Apostolische Vikariat Basutoland, Südafrika, und die 1948 gegründete Mission von Chile, Südamerika.

Warum missionieren wir?

Aus Auftrag Gottes an Christus unsern Führer: Christus! Ist das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt (Joh. 1,9).

Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden (Luk. 2,32).

Das Licht der Welt (Joh. 8,12).

Das Gott in die Welt gesandt hat, damit die Welt gerettet werde (Joh. 3,17).

Denn Gott will, daß alle Menschen selig werden (1. Tim. 2,4).

Er kam, zu **suchen und** zu retten, was verloren war (Luk. 19, 10).

Christus wahrhaftig der Erlöser der Welt! (Joh. 4,42).

Das von den Oblaten 1894 übernommene Vikariat Basutoland mit seinen weiten Negermissionen zählt einen Oblatenbischof, 97 Oblatenpatres und 37 Oblatenbrüder. Hauptsitz ist das Mazenod Institut in Maseru, Basutoland.

Weiter im Lande liegt die Ansiedlung Roma, der Bischofssitz des Vikariates. Ganz wie in Ostkanada, so suchten die Oblaten der Ostprovinz auch in Basutoland nach Plan und System zu arbeiten. Heute leiten sie in Roma ein Priesterseminar für Neger und das „Universitätskolleg Pius XII." Unter den Namen der Oblatenseminaristen Romas finden wir solchen wie Johannes Ngubane, Benjamin Dlamini, Romanus Kampungu.

Selbst unter den Patres und Brüdern sehen wir Negernamen vertreten, wie zum Beispiel Pater Emmanuel 'Mabathoana und Bruder Joseph Ntaote.

Chile ist noch ganz neues Missionsland. Vier Patres der kanadischen Ostprovinz wirken dort seit ungefähr einem Jahre. Wir hoffen, auch über ihre Tätigkeit einmal berichten zu können.

Eines der größten Werke der kanadischen Ostprovinz ist die J.O.C. Jugendbewegung, deren Hauptsitz sich in Montreal befindet. J.O.C. ist die französische Abkürzung für Katholische Arbeiter Jugend.

An der rue St. Denis, unweit der Kirche der deutschen katholischen Gemeinde Montreals, steht das Büreaugebäude dieser Jugendbewegung. Jedes Jahr melden sich junge Männer und Mädchen für ein oder zwei Jahre freie Büreau- und Jugendfürsorgearbeit.

Früh des Morgens sieht man die jungen Leute zur heiligen Messe kommen. Vor der heiligen Messe geben sie sich eine halbe Stunde lang dem betrachtenden Gebete hin, Arbeiter, Lehrer, Krankenpflegerinnen, Dienstmädchen, Typistinnen, Geschäftsmädchen, Handwerker und Studenten. Es folgt die heilige Messe, und dann versammeln sich alle und lassen einen aus ihnen berichten, welchen Gedanken er sich während der halben Stunde Gebetsbetrachtung hingegeben habe.

Dann beginnt die Arbeit. Die Montrealer jungen Leute gehen in ihre Geschäfte, in ihre Schulen, an ihr Tageswerk oder nach Hause, die Freiarbeiter arbeiten in der J.O.C. Bibliothek, in den Arbeitsräumen, wo Programme für die außerhalb Montreals wirkenden Jugendvereine ausgearbeitet werden. Wieder andere gehen in die Gebäude der Jugendgerichte Montreals oder besuchen Gefängnisse und Zwangserziehungsanstalten.

Spät des Abends sieht man die jungen Männer und Mädchen der J.O.C. durch die Straßen und Lokale der Großstadt Montreal wandern. Sie suchen nach jugendlichen Rumtreibern, denen sie helfen möchten. Fast immer gibt es im großen Hause an der rue St. Denis halbwüchsige Buben und Mädchen zu sehen, die der J.O.C. Jugend entweder im Jugendgericht oder direkt auf der Straße von der Polizei übergeben wurde.

Größer aber als das Werk der Rettung verwahrloster Jugend ist das Werk der großen Selbstheiligung, das in der J.O.C. mit aller Energie angestrebt wird. Es handelt sich hier nicht nur um Verschaffung von Arbeit und von katholischen Abendunterhaltungen für die katholische Jugend: Die J.O.C. macht ganze Arbeit. Sie will sich selbst für Christus erziehen. Will ihre Mitglieder zu überzeugten und zu nach tiefer Frömmigkeit strebenden katholischen Weltleuten machen. Zu Menschen, die neue Liebe, neue Güte und neue Gerechtigkeit in unser Jahrhundert hineintragen.

Im Regelbuch der Oblaten steht geschrieben, Hauptaufgabe der Oblatenpatres sei der Welt zu zeigen, wer und wie Christus ist. Nirgendswo haben die Oblaten dieses Ziel wohl so schön erreicht, wie in der großen, heute internationalen J.O.C.

vom Schusterseppel



Liebe Leit und kadolisches Folk vum Mariabot.

Ich muß Eich soge und vermelde daß mir dieses Johr ein arg kalten Winter hon wo mir net alle Johr witnessen und experiencen ober mit die Heitzung is es auch net gud indem daß der christliche Hausvoter die expenses net mehr meeten kann ober mit die Boliiek muß ein change kumme indem daß der Mensch doch Heitzung hon muß und das Viech breicht auch Futer wenn die Wieterung so kalt is.

Liebe Leit ob kalt is oder net ober jetzen hon mir Februar wo doch der Februar fier uf die kadolische Preß geconsecrated is wo der Papst wo in Rom huckt selbst g'sogt hot und mir kadolische Leit hon dem Popst zu g'horche und Wiederstreit gibts do keinen net ober wenn du kadolisch bist dann host du die obligation uf den Popst zu horche indem daß selles die kadolische Lehr is. Ich, wo ich ein guder christlicher Hausvoter bin mit viele unnerschiedliche kadolische activities indem daß ich christliche Kinner ufgezogen hon und Kerchenvoter bin und auch trustees gewest wor und dazu noch hon ich bei alle picknicks und bazaars in der Gemand g'holfe und auch den Poter g'fohre, ich tu auch ein kadolischer Schriftsteller sein wo ich bald mein jubilee celebraten werd indem daß ich uf den next June zehn Johre fier unsren arg geliebten und teiren Mariabot schrabe tu.

Liebe Leit und Leser und Leseriene, der Mensch soll sich selbst keine honors antun und er soll sich auch net praysen ober was wohr is is wohr und ich bin iemmer fier die Wohrheit gewest und wenn ich soge tu wie das ich ein guder kadolischer Schriftsteller bin dann hon ihr auch die ogligation selles zu admitten und mir net zu widerstreite indem daß ich arg schwer g'schafft hon und die Orbeit wo der Mensch mit dem Geischt schofft is harder als die Orbeit wo der Mensch mit die Händ schofft indem daß der Mensch ein arg guden Verstand fier uf einen Schriefsteller breicht.

Liebe Leit, wie ich in der Unneroffizierschul gewest bin hon die Offiziere von die russische Armee g'sogt, aus dem Mensch werd noch was hon sie g'sogt und sie hon uf miech gewiese vonwege weil ich so arg smart ausgelookt hon wenn ich uf die Milidärgeil g'huckt bien wo ja auch die Pauline wo mein Weib is gleich in love kumme is wie das sie mich g'sehe hot ober ich hon an keine Madel net gedenkt vonwege die viele milidärische responsibilities wo uf mich gerested hon indem daß mir Unneroffizier doch die training g'hat hon fier den Zar zu defenden und selles is in unsre Zeit kein leichter job net gewest ober die Offiziers von die russische Armee hon recht g'hat indem daß aus mir was worde is und bis uf den June bien ich zehn Johr kadolischer Sriftsteller vum geliebten und teiren Mariabot.

Liebe Leit und kadolisches Folk, das mit unsre attitude zu die kadolische Preß muß uffhere und wo einer ein kadolischer Hausvoter is do g'hert der Mariabot in die Familie indem daß mir heut net mehr den Zar defenden ober den kadolischen Glauben wo auch Klattger Mike g'sogt hot ober der hot den Glauben net gud defended hot unser Poter g'sogt ober der Mike hot g'sogt wie das er den Glauben doch defended hot.

Liebe Leser und Leseriene, der Mike is fier Johre net in die Kerch kumme und kein Ostre hot er auch net g'mocht ober getrunke hot er wie keiner net und wie bei uns die Mission gewest is do sein dem Mike zwei Stieck Viech und ein Gaul gefolle und hon sich tot gestorbe wo der Mike ein Schrecken gekatcht hot und er is gleich zur Beichte gange ober getrunke hot er wieder. Mike, hot der Poter ieber ihn g'sogt, selles schofft net indem daß du als Kadolik net trienke derfst und der Mike hot ieber den Poter g'sogt wie das er jetzen mit keine netkadolische Leit net

mehr trinke tut oder nur noch mit Kadolike was schon eine arg große Besserung is oder der Poter hot selle Besserung net ang'nomme oder er hot g'sogt kadolisch oder net kadolisch getrunke werd net.

Uf'm Sunntag is der Mike zum Poter h'nieber und hot g'sogt, Poter, hot er g'sogt, ich muß Eich vermeide und zu wiesse gebe wie daß ich mich arg gebessret hon indem daß ich den Glauben verleignet hon fier um den Glauben zu defenden. Der Poter hot g'sogt sell geht doch net und kein Mensch net kann den kadolischen Glauben verleignen fier um den kadolischen Glauben zu defenden oder der Mike hot dem Poter gleich die Uffklärung gebe und hot g'sogt: Geschtern hon mir Samstog g'hat und ich bin krank worde und hon meine car uf'n highway gestoppt vonwege weil ganz dizzy worde bien was oder eine richtige Krankheit gewest is und vonwege die dizzigkeit hon ich die car gestoppt und hon mich in die ditch gelegt fier um zu reste. Da is eine anre car kumme und die hot bei mich gestoppt und zwei von die net kadolisch Leit aus unsren district wo ich im beerparlor g'sehe hon die sein uf mich zu und einer hot ieber den anren g'sogt: Da schauts da liegt der kadolische B'suffne. Und wie sie desch g'sogt hon da hon ich den kadolischen Glauben verleignet fier um den kadolischen Glauben zu defenden indem daß ich g'sogt hon ich bien kein kadolischer Mensch net oder ich bien ein netkadolischer B'suffner.

Liebe Leit desch is kein business net den Glauben zu defenden oder desch is ein net gudes example wo mir die anre Leit gebe und die kadolische Preß tut uns uffkläre wie daß man den kadolischen Glauben defenden muß indem daß in die kadolische Biecher geschriebe steht wie das der Teifel arg hinner her is fier u munsren Glauben zu zerschloge und unser Poter hot auch in der Prädiegt g'sogt, Leit, hot er g'sogt ihr mießt's wotsche uf das Chriestliche unud das Fluchte und Sakramentiere muß uffhere indem daß selles die language vom Teifel is.

Liebe Leit, jetz wo mir den Monat von die kadolische Preß hon tu ich eich anrote den Mariabot zu ordre oder schreibts net, liber Poter do sein zwei Dollar und please send the Marian Preß indem daß der Poter eich die arian Preß fier zwei Dollar net verkaufe werd oder den Mariabot werd er eich schiecke indem daß die Marian Preß unnerschiedliche Maschiene hot und auch die Päter wo da schoffe und printers und ehrferchtige Brieder und selles könnt's ihr doch net für zwei Dollar kaufe oder schreibst, please schieckst mir den Mariabot und net die Marian Preß indem daß der Poter gornet weiß wie daß er eich die Marian Preß zuschiecke soll indem daß er sie doch selbst breicht fier um den Mariabot zu printe und fier zwei dolllars kauft man keine Marian Preß net oder nur ein Mariabot wo ihr eich alle ordren sollt.

Liebe Leit, wieviel orders tun mir zu die Eatons und die Simpsons ausschiecke und wieviel fier uf den Mariabot? Jetzen kummt die springtime und ich hon heit schon worries mit meine Enkeltechter vonwege die springheads und Summercoats wo sie jetz schon discussen und powder, lipstick, rings, chains und Schuh mit keine protection net fier die Zehn und fier die Ferse von die Fieß und auch polisch fier die fingernails werd latsa geordret vonwege den style oder den Mariabot gibt es net vonwege die große Armut wo die Leit soge daß sie suffern und der Leib is gud und stylisch gekleidet oder der kadolische Glaube is die Armut wo mir suffern und do gibt es kein relief net und kein bonus oder wo der Mensch sich den Mariabot ordret do hot er relief und bonus wo net vum Geferment kummt oder von der Kerch wo fier den kadolischen Glauben fightet.

Liebe Leit, tut's eich alles gut unner consideration nähme wo ich eich teach indem daß ich ein arg guder kadolischer Schriftsteller bien wo ganz gut weiß wo daß mir suffern und ich tu eich anwiensche daß ihr alle gut kadolisch bleibt indem daß ihr die greetings accepten sollt wo ich eich heit schiecke

von Eiren Schusterseppel,
kadolischer Schriftsteller.

Katholisches Volk! Wir Priester brauchen dein Gebet und deine Hilfe, um dir gute, heilige Priester sein zu können, so wie es unser göttlicher Meister von uns verlangt; heute mehr denn je. Viele, viele beten und opfern für uns. Besonders ist da das Frauenhilfswerk für Priesterberufe, das nicht genug empfohlen werden kann und dem wir Priester sein Beten und heiliges Arbeiten nicht genug danken können.

MUTTER NOT

Legende von A. Schelle.



Den heiligen Joseph führt eines Tages, als er von seiner Arbeit ins stille Häuschen von Nazareth zurückkehren will, sein Weg durch einen großen, dicht mit Bäumen bestandenen Wald. Die Freude nach Jesus und Maria beflügelt seinen Schritt. Bereits hat die dunkle Nacht dem lichten Tage die Herrschaft abgerungen und breitet ihre schwarzen Schwingen mächtig über die Erde aus. Ganz in Gedanken an seine Lieben versunken, schreitet Joseph dahin und verliert auf einmal den rechten Weg. Es währt geraume Zeit, bis er seinen Irrtum erkennt. Er geht zurück; doch vermag er den rechten Pfad nicht mehr zu finden. Lange, lange irrt er umher. Allein sein Suchen bleibt ergebenslos. Des Tages Müh' und Arbeit haben seine Glieder ermüdet; wehmütig macht er kurze Rast. Doch die Kühle und Kälte der rauhen Winternacht setzt ihm gar heftig zu. Er macht sich wieder auf den Weg und sehnsuchtsvoll späht sein Auge nach einer Lichtung aus oder einem Hause, wo er sich Rats erholen könnte.

Die halbe Nacht mag schon verstrichen sein, da erblickt der heilige Mann zu seiner großen Freude durch das dürre Geäst der Bäume und Gesträucher in nicht allzuweiter Entfernung den matten Schimmer eines kleinen Lichtes. Liegt die Mattigkeit auch wie Blei so schwer auf seinen Gliedern, so schnell es seine Kräfte nur gestatten, lenkt er seine Schritte dem hellen Scheine zu und steht bald vor einer kleinen Hütte.

Er pocht an; ächzend öffnet sich die alte Türe und ein altes, allem äußeren Anschein nach vom Glükke begünstigtes Weiblein erscheint in ihrem Rahmen. Billig gewährt sie dem Fremden Einlaß, begrüßt ihn mit großer Herzlichkeit und stellt sich als „Mutter Not" dem Heiligen vor. Und wahrlich, dieser Titel ist gewiß nicht falsch gewählt. Dafür legen sie und ihr ärmlich ausgestattetes Häuschen nur zu beredtes Zeugnis ab. Schon hat sie aus der Kammer etwas Speise und Trank herbeigeschafft, und ihren Gast mit Liebe und Freundlichkeit zum Essen eingeladen. Natürlich müsse er, wie sie meint, in ihrem Haus den Rest der Nacht verbringen, wenn sie auch nicht mit einem feinen Lager dienen könne. Aber St. Joseph lehnt dieses dankend ab. Er müsse heim, damit die Seinen sich nicht allzu lange um ihn beängstigen, und er bitte sie von Herzen, ihn den rechten Weg nach Nazareth zu weisen.

Wohl scheint die gute Alte hiermit nicht völlig einverstanden, doch zwingen will und kann sie den Fremden nicht, und so greift sie, als Joseph seine Kräfte durch die dargebotene Speise und den allerdings nicht allzu süßen Wein gestärkt hatte, nach ihrem alten Stock und wankt mit Joseph die Tür hinaus. Auf dem Wege kommen sie in ihrem Gespräche auf dies und das, und Joseph gibt sich

ihr nun als den Pflegevater Jesu des verheißenen Messias, zu erkennen. Wie da mit einemmal das Auge des alten Mütterleins aufflammt! Frag' um Frag' enteilt jetzt ihrem Munde, wie einem kleinen Kinde, bis sie endlich auf die Straße gelangen, die gerader Richtung nach Nazareth führt.

Innig bedankt sich der heilige Mann und will die Freundlichkeit und Güte seiner Wirtin mit einigen kleinen Silbermünzen lohnen. Allein sie weigert sich, dieselben anzunehmen.

„Du, Zimmermann von Nazareth," spricht sie zu Joseph, „ich hab schon viel von deinem Pflegesohn und dir gehört, von seinen und auch deinen Wundertaten. Du kannst mir, willst du mir belohnen, auch etwas anderes als Silbermünzen geben. Schau', ich hab in meinem Garten einen Birnbaum stehen, der alljährlich mit den schönsten Früchten weit und breit behangen ist. Doch hab ich viel Müh' und Plag', die Leute zur Reifezeit von demselben fernzuhalten. Du kannst nun, wie ich sicher glaube, diesem Baume die Kraft verleihen, jeden festzuhalten, der eine Birne pflückt, und zwar solange, bis er meine Erlaubnis wieder loszukommen, erhält. Um diese Gunst nun würd' ich dich ersuchen."

St. Joseph hört sie ruhig an; zwar muß er beinahe ein bißchen lachen ob des sonderbaren Wunsches; allein er will dem guten, einfältigen Weibe die Erfüllung ihrer kleinen Bitte nicht versagen. Mit einem: „Es sei, wie du es wünschest!", reicht er ihr die Rechte, sie trennen sich und streben alsdann beide frohen Herzens ihrem trauten Heime zu.

— — — — —

Wochen sind seitdem vergangen. Der Frühling kommt mit Sang und Klang und buntem Farbenspiel ins Land und zaubert Blumen wie auf einem kunstgewobenen Teppich in die grünen Wiesen und saftigen Auen. Frisches Grün sprießt herrlich an den Bäumen und der Sonne milder Strahl lockt mit Zauberkraft reinweiße Blütenkelche aus den jungen Zweigen. Auch der Birnbaum im Garten der „Mutter Not" prangt in vollem Blütenschmuck. Mit Wohlbehagen sieht sie es und freut sich schon der Ernte, die im Herbste ihrer harrt.

Da tritt an einem schönen Morgen der Tod in ihre Stube und dumpf und hohl dröhnt seine Stimme an das Ohr des alten Mütterleins: „Mutter Not, es wäre Zeit zur großen Reise in die Ewigkeit dich zu rüsten."

Schauernd hört die Angesprochene die Schreckensmäre. Doch hat sie schnell die Fassung wiederum gewonnen und entgegnet, wenn auch mit zitternder Stimme: „Gewiß, mein alter Leib mit seinen morschen Gliedern läßt deine Rede als vollkommen berechtigt erscheinen. Indessen, was verschlägt es dir, wenn du im Herbst mich erst von dieser Erde nimmst? Ich möchte nur zu gerne noch einmal von meinen schönen Birnen kosten."

„Gut," spricht der Tod, „deinem Wunsche sei willfahren! Doch rüste dich im Herbste! Denn ich komme sicher, sobald die Zeit der Birnenreife naht!"

Spricht's und humpelt mit seiner blutbefleckten Sense zur Türe hinaus, um sich ein anderes Opfer zu erwählen.

— — — — —

Unaufhaltsam rauscht die Zeit gleich einem Strom dahin und des Sommers schwüle Tage nehmen ab, die Nächte werden kühler; es naht der Herbst mit seinen goldenen Gaben.

„Mutter Not" hinkt eben mit ihrem bereits gekrümmten Stecken durch den Garten. Süßes Lächeln zieht durch ihr von tiefen Furchen durchgezogenes Antlitz da sie an ihrem alten Birnbaum emporblickt. Denn so viele goldgelbe, rotwangige Birnen wie heuer, hatte der Baum ihr Zeit ihres ganzen Lebens nie beschert. Lange huscht ihr Auge von Ast zu Ast, von Birne zu Birne, da klopft ihr plötzlich von rückwärts jemand auf die Schulter. Sie blickt um — und sinkt beinahe in Ohnmacht. Denn, wer sie berührte und nunmehr vor sie hintritt, ist — niemand anders als — der Tod.

Höhnisch grinst er sie an: „Nun, Mutter Not, jetzt wäre ich wieder da. Die Birnen sind nun reif; drum komm' mit mir! Bist du bereit?"

„Wohl bin ich es und doch nicht ganz; denn noch hab' ich bis jetz keine der Edelbirnen gekostet."

„Nun, so will ich geschwind den Baum erklettern und dir einige herunterwerfen. Wohl bin ich diese Art von Arbeit noch nicht gewohnt; allein, wie oft muß ich nicht selbst ins Wasser oder sogar ins Feuer, ob mich meiner Opfer zu bemächtigen?"

Schon hat er seine Sense in das Gras gelegt und steigt behend den Baum hinan. Vorsichtig pflückt er einige der schönsten Birnen ab, wirft sie ins dichte, fette Gras und will nun wieder abwärtsklettern. Doch da fühlt er seine dürren Glieder an dem Gezweig wie festgeleimt. Er zieht und reißt, daß es in allen seinen Knochen kracht, allein sein Mühen ist vergebens. Er flucht und droht, doch hilft ihm dies nicht aus seiner Lage. Jetzt merkt er erst, daß das alte Müt-

terlein ihn überlistet hat. Wie entwürdigend es für ihn, den stolzen Beherrscher der gesamten Menschheit, auch sein mag, bei einem armen Weibe um Gnade und Barmherzigkeit zu bitten, er muß sich schließlich doch aufs Bitten und Versprechen der „Mutter Not" gegenüber verlegen.

„Komm, Mutter Not, hab' Erbarmen mit mir, und befreie mich aus meiner Lage! Ich will dir alles geben, was du auch immer von mir verlangen wirst." So tönt es jetzt fast jämmerlich und ziemlich kleinlaut vom Baum herunter.

„Gut! Wenn du mir schwörst, nie mehr zu mir kommen und mich als deine Schwester anerkennst, die neben dir ungehindert unter den Menschen nach eigener Willkür schalten und walten kann, so soll dir sofortige Erlösung beschieden sein!"

Mag diese Bedingung dem Tode auch nicht so recht nach Wunsch und Willen sein, er darf doch seine kostbare Zeit nicht tatenlos hoch oben auf dem Baume verbringen. Und zudem, muß er nicht den Hohn und Spott der Menschen fürchten, wenn sie ihn hier oben machtlos und festgehalten fänden?

So willigt er denn ein, der „Mutter Not" mit Schwur und Handschlag zu willfahren. Und sofort löst sich der geheime Bann, er klettert flink zur Erde nieder, greift seine Sense auf, tut seinen Schwur und eilt alsdann von hinnen.

Die „Mutter Not" verfolgt ihn lachend mit ihrem Blicke. Sie hat den Tod dafür nicht mehr zu fürchten. —

Wohl kommen diesen Herbst gerade so wie früher des Nachts die Diebe angeschlichen, um sie der goldenen Birnen zu berauben. Doch ereilt sie alsbald die gleiche Strafe wie den Tod. Sie bleiben auf dem Baume kleben und nur unter den härtesten Bedingungen erlöst sie die alte Frau aus ihrer Gefangenschaft. Doch darob gerät der bösen Nachbarn Blut in Wut und Wallung; sie sinnen auf Rache, schwere Rache. Und kaum ist der Winter über Land gezogen, da fällt in einer rauhen Nacht — es ist am Jahrestag, da Joseph sich verirrte — der stolze Baum ächzend unter den wuchtigen Hieben starker Äxte, bis aufs Lebensmark getroffen, zur Erde nieder.

Damit hat „Mutter Not" ihr Liebstes, was für sie die Heimat barg, verloren und tiefe Erbitterung zieht nun in ihre Seele. Sie schwört Rache allen Menschen, jeden Standes, jedes Alters, zieht hinaus in die weite Welt, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, schlägt ungerufen und ungebeten zur Pein der Menschen ihre Wohnung auf, wo immer und wie lang es ihr beliebt und drückt als Not des Menschen Herz zu seiner Qual und seinem Schmerz.

Und wie lange wohl? Solange es Menschen gibt; denn der Tod hält sein Versprechen, das er einmal gegeben hat.

Zum Fest Mariä Lichtmeß

O Herrscherin voll Majestät,
O Mutter voll Erbarmen,
Nimm' auf das Kind, das liebend fleht,
Wahr's treu in starken Armen.

Mich treibt die Welt, mir bangt vor Schuld,
Mich engt so manches Wehe,
O sei mir Schild, sei Gnad' und Huld,
Mir, Mutter in der Höhe!

So lang mein Herz noch schlagen kann,
Treuliebe, dir soll's schlagen —
Und muß es brechen einst — o dann
Woll' du's zum Richter tragen.

O nimm' der Brust die Sehnsucht nicht
Nach dir und deinem Kinde.
Bis ich dereinst von Angesicht
Euch droben selig finde.

Schw. M. Gertrudis, Pforzheim.

St. Blasiussegen

Ein Sakramentale, das beim gläubigen Volke sich großer Beliebheit erfreut, ist der Blasiussegen. Alt und jung, Väter und Mütter mit ihren Kleinen eilen in die Kirche, um den Blasiussegen zu empfangen. Wer war denn der heilige Blasius, und was für eine Bewandtnis hat es mit diesem Segen?

Blasius war zur Zeit des römischen Kaisers Diokletian in der Stadt Sebaste in Armenien Bischof. Infolge der furchtbaren Christenverfolgung dieses Machthabers sah er sich genötigt, aus der Stadt in eine Höhle des nahen Gebirges zu flüchten. Da hielt er sich verborgen, bis er von der jagenden Soldaten des Stadtobersten entdeckt wurde. Diese nahmen ihn gefangen und führten ihn vor ihren Herrn, der ihn ins Gefängnis werfen ließ. Dort heilte er viele Kranke, die die Leute ihm, dem heiligen Manne, zuführten. Darunter war auch ein Knabe, dem eine Fischgräte im Halse stecken geblieben war und der von den Ärzten aufgegeben war. Der hl. Bischof segnete den Knaben und heilte ihn. Nach vielen Martern und Schmerzen ließ man Blasius wegen seines standhaften Bekenntnisses seines Glaubens, enthaupten. Es war um das Jahr 300 nach Christus.

Die Heilung des erstickenden Knaben ist der Grund, weshalb der Blasiussegen erteilt wird. Es geschieht dies durch den Priester, der mit zwei besonders geweihten Wachskerzen den Hals des Gläubigen berührt und Segensworte dabei ausspricht. Die Wachskerzen erhalten eine eigene Segnung. Darin heißt es:

„Der allmächtige und gütige Gott möge auf die Verdienste und Fürbitte des hl. Martyrers Blasius hin diese Gebilde aus Wachs segnen und seine Gnade geben, damit alle, die im rechten Vertrauen ihren Hals damit berühren lassen, durch die Verdienste seines Leidens von jeglichem Halsleiden befreit werden, in seiner Kirche gesund und froh ihm Dank sagen und seinen glorreichen Namen, der gepriesen ist von Ewigkeit zu Ewigkeit loben mögen."

Bei der Austeilung des Segens spricht der Priester die Segensworte: „Auf die Fürbitte des hl. Bischofs und Märtyrers Blasius befreie dich Gott von allen Halsleiden und von allen andern Übeln im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes. Amen.

Vom Knien — **Von Romano Guardini.**

Was tut einer wohl, wenn er hochmütig wird? Dann reckt er sich, hebt Kopf und Schultern und die ganze Gestalt. Alles an ihm spricht: „Ich bin größer als du! Ich bin mehr als du!" Ist aber jemand demütigen Sinnes, fühlt er sich klein, dann neigt er den Kopf, dann senkt er seine Gestalt. Er „erniedrigt sich". Und zwar umso tiefer, je größer der ist, der vor ihm steht; je weniger er selbst in seinen eigenen Augen gilt. Wo aber spüren wir deutlicher, wie wenig wir sind, als wenn wir vor Gott stehen? Der große Gott, der gestern war wie heute und vor 100 und 1000 Jahren. Der dies Zimmer erfüllt und die ganze Stadt, und die weite Welt und den unermeßlichen Sternenhimmel, und alles ist vor Ihm wie ein Stäubchen. Der heilige Gott, rein, gerecht und von unendlicher Hochheit. Wie ist der groß . . . Und ich so klein! So klein, daß ich mich mit Ihm überhaupt nicht vergleichen kann, daß ich ein Garnichts bin vor Ihm. Nicht wahr, da kommt's einem ganz von selbst, daß man vor Ihm nicht stolz dastehen darf? Man „wird klein"; man möchte seine Gestalt niedriger machen, damit sie nicht so anmaßend dastehe — und sieh — schon ist die Hälfte ihrer Höhe geopfert: Der Mensch kniet. Und ist's seinem Herzen noch nicht genug, so mag er sich beugen dazu. Und die tief geneigte Gestalt spricht: „Du bist der große Gott, ich aber bin ein Nichts!" Wenn du die Knie beugst, laß es kein hastiges, leeres Geschäft sein. Gib ihm eine Seele. Die Seele des Kniens aber ist, daß auch inwendig das Herz sich in tiefer Ehrfurcht vor Gott beuge. Wenn du in die Kirche kommst oder hinausgehst, oder am Altare vorbeigehst, knie nieder, tief, langsam und sprich dabei: „Mein großer Gott . . . !" Das ist dann Demut und ist Wahrheit und jedesmal wird es deiner Seele gut tun.

Der „Hergottsversuffer"

So nannten sie ihn alle im Dorfe. Wer diesen Namen zum ersten Male hörte, der staunte und wunderte sich darüber: Herrgottsversuffer, einer, der den Herrgott vertrinkt, versäuft. Und doch trug er diesen Übernamen nicht ganz zu Unrecht.

Er war ein fleißiger, arbeitsamer Mann — ehrlich, gerecht, gewissenhaft. Er schaffte, sparte, sorgte für die Seinen. Er hielt treu zu Gott und Gebot. Er brachte es zum Wohlstand.

Aber mit einem Male brach es schwer verheerend und schmerzlich über ihn herein. Zuerst traf es ihn in seinen Kindern, eines nach dem andern trug er zu Grabe. Unter dem großen Leid brach auch endlich die Gattin zusammen.

Einsam und verlassen stand er nun da auf der weiten Welt. Kälte, Trostlosigkeit zogen in sein sonst so warmes und gemütliches Heim ein. So saß er nun in Gedanken vertieft, brütend da. Niemand mehr, mit dem er reden konnte. Niemand mehr, der nun freundlich zu ihm gewesen wäre. Immer tauchten sie auf, die Gestalten der Entschlafenen. Dort arbeiteten sie, dort saßen sie, so spielten sie vor dem Hause, so erklang lustig ihr kindlicher Frohsinn. Jetzt von alldem nichts mehr — gähnende Leere, tötende Langweile, Verlassenheit.

Zuerst trieb es ihn hinaus auf die Felder, in die Natur — vergessen, vergessen! Aber auch da fand er sie nicht, die ersehnte Ruhe. Das ewige Grübeln nahm ihm die Lust an Besitz und Arbeit.

Er suchte zerstreuende Gesellschaft. Vergessen, alles vergessen, die trübe Vergangenheit — vergessen in Unterhaltung und Alkohol. Er lenkt seine Schritte zum Wirtshaus. Dort die Bilder verdrängen, das Elend ertränken. Er klagt nicht, spricht von allem, nur nicht von dem harten Schlag, der ihn getroffen. Immer häufiger wird sein Gang zum Wirtshaus, immer länger sein Verweilen. Geldstück um Geldstück wandert in die Kasse des Wirtes. Er wird seines Geldes, nicht aber seiner Qual los.



Doch ganz gleich. Nur nicht allein sein, nur die Vergangenheit, was einstens war, verscheuchen. Nun verkauft er sein Vieh, eines nach dem andern. Der Erlös rollt die Gurgel hinunter. Aber noch immer ist er nicht Herr seines Leides geworden. Jetzt folgen seine Äcker und Wiesen. Er und seine Vorfahren hatten sie in Schweiß und Mühe bestellt. Es fällt ihm schwer, aber er gibt sie auf. Doch auch das lindert seinen Schmerz nicht.

Nun kommen die Möbel dran, er versetzt sie. Ererbtes Gut, ehrwürdiges Andenken, gemeinsam erworbene Ausstattungsgegenstände, Zeugen gemeinsamen Schaffens gemeinsamer Liebe, all das fällt bei ihm nicht mehr ins Gewicht. Allmählich war er gesunken, tiefer und tiefer, der Alkohol machte ihn gefühllos, abgestumpft.

Die Möbel verlassen das Haus. Er hört nicht ihr Jammern und Klagen, Wimmern und Weinen, ihre Mahnungen und Vorwürfe. Ein Zimmer nach dem andern leert sich. Er achtet nicht der wehmütigen Anklangen dieser ausgeräumten Kammern. Aber auch damit ging es zu Ende.

So stand er, aufs äußerste beschränkt in seinem Wohnzimmer. Nur mehr das Unentbehrlichste

blieb ihm. Er schaut sich um — eine armselige Behausung — kahle, nackte Wände. Doch halt, noch eines hängt da, das braucht er auch nicht mehr, das Kruzifix, seinen Herrgott. Ein ganz klein wenig zögert er noch. Aber diesen kleinen, lichten Funken erstickt krampfhaft seine vom Teufel Alkohol umkrallte Seele. Ein Ruck, der Nagel gibt nach, fliegt zur Erde. Er klemmt seinen Herrgott unter den Arm. So geht er langsamen Schrittes, mit starrem Blick die Dorfstraße hinab, schaut nicht nach rechts, schaut nicht nach links. Neugierig folgen ihm die Blicke der Vorübergehenden, sie schütteln den Kopf, sie schauen ihm mitleidig nach. Tatsächlich, er kehrt beim Wirte ein.

„Hier das letzte", sagte er und legt seinen Herrgott auf den Schanktisch, „nimm ihn, gib mir zu trinken!" Der Wirt macht große Augen; das war zu viel, selbst für eine vielgewohnte, hartgesottene Wirtsseele. Er schaut den Trinker fest an und redet energisch auf ihn ein. „Nein, da gehst du zu weit! Wie, auch noch deinen Herrgott willst versaufen, direkt dich so schamlos und frevelhaft an Gott versündigen? Denk dran, auch Judas verkaufte seinen Herrgott für Geld, und so willst auch du ihn verkaufen für Alkohol. Wie hat jener Verräter geendet . . . ? Nein, einen solch gottlosen Handel gehe ich nie und nimmer ein. Geh in dich, du stehst vor dem Abgrund. Faß deinen Herrgott, trag ihn heim, häng ihn wieder an seinen Ehrenplatz auf! Dein Herrgott, dein Hochzeitsgeschenk — der da über eurem Familienbett thronte. Denk an dein Weib, an deine Kinder, sie würden im Schmerz aufschreien im Grabe ob solcher Schandtat. Tu deinem Herrgott und den Deinen diese Schmach nicht an! Ich schenke dir eins ein, umsonst, — aber tue, was ich dir gesagt habe!"

Jener hockt dort während dieser Strafpredigt stumm, wortlos. Er widerspricht nicht, wie Keulenschläge sausen die Worte des Wirtes auf ihn nieder. Er zuckt zusammen, versinkt immer mehr und mehr, beugt sich tiefer und tiefer nieder. Jetzt richtet er sich langsam auf, wie aus einem bösen Traum erwachend, wirft er einen langen Blick auf seinen Herrgott und es ist ihm, als ob auch dieser ihn gar fest und durchdringend anschaute. Es wird ihm zumute wie Petrus nach seiner Verleugnung, als der vorwurfsvolle Blick des Herrn schneidend wie ein scharfes Messer, in seine Seele fuhr.

Der Trinker reißt sich herzhaft zusammen, stößt das volle Glas mit kräftiger Hand von sich, daß es klirrend am Boden zerschellte, reicht schweigend dem Wirt die Hand. Es war das letzte Mal, daß er die Schwelle dieses Hauses überschritt. Mit seinem Herrgott unter dem Arm geht er wieder denselben Weg zurück. Wieder schauen sie ihm nach, wieder schütteln sie die Köpfe.

Er sucht den herausgerissenen Nagel, schlägt ihn aufs neue ein, hängt seinen Herrgott, den er vertrinken wollte, an seinen alten Platz. In der Nacht wälzt er sich unruhig in seinem Bette in Reueschmerz, benetzt sein Kopfkissen mit bitteren Tränen — zu Füßen seines Herrgottes, den er verraten wollte. Der barmherzige Strahl der Gnade hatte ihn getroffen und gründlich umgewandelt — wie einst Paulus auf dem Wege nach Damaskus.

Tags darauf frug er nach Arbeit. Er hatte den Weg zu sich selbst, zum Leben, zu seinem Herrgott wiedergefunden und verließ ihn nie wieder.

Als die Geschichte bekannt wurde, nannten sie ihn von da ab nur mehr den „Herrgottsversuffer". Sie warfen ihm diesen Spottnamen schonungslos, beißend ins Gesicht hinein. Anfangs bäumte sich sein ganzes Wesen in wildem Zorne dagegen auf. Indessen mit der Zeit nahm er es geduldig hin. „Ja", bemerkte er dann nachdenklich, „ich verdiene es schon, daß ihr mich so nennt, mich giftig auslacht. Ich will es tragen als Sühne. Hätte ich aber meinen Herrgott nicht versaufen wollen, hätte mich die Hand Gottes wohl nicht mehr herumgerissen wie man ein durchgebranntes Pferd herumreißt vor dem gähnenden Abgrund des Verderbens. Gott sei dafür gedankt."

Und niemand mehr sprach diesen Spottnamen in seiner Gegenwart aus, nur unter sich bezeichneten sie ihn noch damit.

Und als man ihn zur letzten Ruhe begleitete, trug man jenen Herrgott, den er vertrinken wollte, vor ihm her, stellte ihn auf sein Grab. Ego sum resurrectio et vita — ich bin die Auferstehung und das Leben. Und alle priesen in stiller Ehrfurcht Gott, der diesen Herrgottsversuffer auf so seltsame Weise aus den Fluten des Alkohols herausriß und rettete.

Ja, wunderbar sind Gottes Wege und unerforschlich seine Ratschlüsse.

L. Ch. O.M.J.

Der Blausepp

Von Rudolf Schnell

Auf der Welt wird immer mit zweierleie Maß gemessen. Es gibt Menschen, die sich sorglich hüten, jemand wehe zu tun, und doch keine Freunde finden und wieder andere, die gar nicht zimpferlich mit ihren Mitmenschen umgehen und doch keine Feinde haben. Zu diesen Glücklichen gehören unstreitig die Spaßmacher, die sich alles erlauben und denen doch niemand zu grollen vermag. Ein solcher war auch der Blausepp, ein Bauer auf der rauhen Alb. An der Grenze zwischen Württemberg und Hohenzollern stand sein Hof. Weit über die Grenzen hinaus war Sepp bekannt und wo er erschien, war er wegen seinem übersprudelndem Humor ein gern gesehener Gesellschafter. Obwohl ihm die treubesorgte Lebensgefährtin seine Lieblingsgerichte auf den Tisch zu stellen pflegte, ließ er sich doch mit Vorliebe von seinen Freunden, und deren hatte er gar viele, zu Tische laden und stellte sich oft auch, ohne eingeladen zu sein, bald bei diesem, bald bei jenem ein. Um eine Ausrede war er ja nie verlegen und wenn er zur Essenszeit kam, dann mußte man ihn der Sitte gemäß auch einladen „mitzuhalten", was er nie ablehnte.

Sein Lieblingsgericht war und blieb bis zum Ende seines Lebens die Metzelsuppe. Wo immer ein Schwein das Leben lassen mußte, da wollte er auch seine Anteilnahme bezeugen und, da er in seinem immer knurrenden Magen sehr viel verstauen konnte, machten manche Gastgeber bei seinem Erscheinen kein allzufreundliches Gesicht, doch durch seine Späße verstand er es meisterhaft, die düsteren Wolken um sich herum zu verscheuchen und eine fröhliche Stimmung in die Tafelrunde zu bringen. Es hätte auch nichts genützt, ihn von der Tafel auszuschließen, denn was man ihm nicht geben wollte, das wußte er sich auf anderem Wege zu verschaffen und der Verlust war dann weit größer, als wenn er am Tische aß. Das hatte auch der Oberbauer erfahren müssen, als er sich nach seinem Leibgericht „den Nieren" umschaute; wo immer er auch suchte, er konnte sie nirgends entdecken. Blausepp war über den Hof gegangen, und da die Nieren auch sein Leibgericht waren, konnte er, als sie gar so einladend vor ihm lagen, der Versuchung nicht widerstehen; rasch ließ er sie in seinen weiten Hosentaschen verschwinden, ging nach Haus, kochte sie und freute sich beim Schmause, von der ihm nicht gegönnten Metzelsuppe gerade das erhalten zu haben, was der Bauer am wenigsten verschmerzen konnte.

„Die Nieren hat kein anderer als der Blausepp mitlaufen lassen," wetterte der Oberbauer und als Sepp gegen Abend ihm in den Weg lief, sagte er ihm direkt ins Gesicht: „Meine Nieren fehlten, du und kein anderer hat sie genommen!"

„Was fällt dir ein," sagte Sepp den Beleidigten spielend, „da hätt ich dir ja den Bauch aufschlitzen müssen!"

„Du weißt ganz gut, Sepp, was ich meine, stell dich nicht so dumm!"

„Schweinsnieren gibt es auch, meinst du etwa diese?"

„Was denn sonst! Wo sind sie!"

„Hast du noch nie vom Nierenschwund gehört?, wahrscheinlich hat deine Sau daran gelitten!"

„Wäre dies der Fall gewesen, dann müßten noch ganz kleine Nierchen zum Vorschein kommen, wir haben vergebens darnach gesucht!"

„Die vergehen immer, sobald sie an die Luft kommen!"

„Du willst sagen, sobald sie die Magensäure in chemische Produkte verwandelt hat!"

„Ja, das ist eine Hexenkünstlerin, die alles fertig bringt!"

„Wird wohl so sein!" sagte der Bauer, über die tollen Einfälle lachend; deine Mühle muß eben immer Arbeit haben; damit sie nicht allzulang leerlauft, will ich in Zukunft ihr auch was zu arbeiten geben. Die Nieren muß ich mir aber vorbehalten und du darfst nicht grün und blau werden, und auch nicht in Versuchung geraten, wenn du sie draußen, oder auf meinem Teller erblickst.

„Wo denkst du hin, ich bin immer bescheiden und Blut- und Leberwurst, wenn sie nicht gar zu klein sind, habe ich noch nie verachtet!"

„Du sollst satt werden, Sepp, mußt aber auch auf das Schwein achtgeben!"

„Selbstverständlich, Bauer, unter meiner Hut ist es geborgen!"

Im Frieden die beiden von einander geschieden, das Vorkommnis aber war am ande Morgen im ganzen Dorfe bekannt, ob es der Sepp oder der Oberbauer einer schweigsamen Seele anvertraut hat, war nicht herauszubringen, denn einer beschuldigte den andern; umso schärfer wurden aber von nun an die zum Tod verurteilten Borstentiere bewacht.

Besonders war es der Michelbauer, ein alter Geizhals, der sich gegen alle Überfälle leckerer Zungen zu schützen suchte. Den Metzger ließ er vom Nachbarort kommen und schäfte ihm strenge ein, das Schwein, sobald es einmal auf dem Schragen liege, keine Sekunde mehr allein zu lassen. Sein Mißtrauen, selbst gegen den Metzger war so groß, daß er alle Augenblicke auf der Bildfläche erschien, um nach dem Wetter zu schauen, obwohl kein Wölkchen den Himmel bedeckte.

Sobald Sepp das Todesröcheln der fetten Sau des Obernbauern vernommen hatte, wußte er sich in der Nähe der Mordtat aufzuhalten und sich so zu postieren, daß er alles überwachen konnte, daß ihn aber niemand zu sehen vermochte. Aber es schien, als ob er auf den ersehnten Leckerbi diesmal verzichten müßte, denn das nun seiner Borsten beraubte Tier blieb nicht eine Sekunde ohne Aufsicht. Da sah Sepp ein fremdes Kind die Dorfstraße herunterkommen, eilte rasch auf dasselbe zu, hielt es an und sagte zu ihm in geheuchelter Aufregung: „Geh rasch zu dem Metzger dort und sag ihm: er solle gleich in die Küche kommen, die Würste würden alle miteinander platzen. Als Belohnung gab er ihm einen Zuckerstengel, die er immer bei sich hatte, denn er war ein Kinderfreund, und wartete zum Sprunge bereit die Wirkung seines Auftrages ab. Kaum hatte der Metzger die Schreckenskunde vernommen, da eilte er, alles im Stiche lassend der Wurstküche zu; noch ehe er die Türe hinter sich zugeworfen hatte, stand Sepp schon an seinem innegabten Platze, nahm das große Messer, schnitt dem Schwein beide Ohrläppchen ab, ließ sie in seiner Tasche verschwinden, nahm die abgelegte Hacke wieder auf die Schulter und marschierte in das Feld hinaus, um auf Umwegen dann wieder seinem Heime zuzusteuern und dafür zu sorgen, daß der Gaumen das erhielt, nachdem er lechzte.

Als der Metzger sah, daß die Würste lustig in dem großen Kessel herumtanzten, sagte er zum Bauern, der zu ihrer Bewachung sich in der Küche aufhielt: „Heute ist doch nicht der 1. April, weshalb haltet Ihr mich so zum Narren?“

„Fält mir gar nicht ein, hab keine Lust dazu!“

„Ihr habt mir doch sagen lassen, ich soll sofort kommen, die Würste würden alle miteinander platzen!“

„Und du hast trotz meiner Warnung das Schwein allein gelassen und bist auf den Schwindel hereingefallen?“

„Wie konnte ich das ahnen!“

„Das schöne fette Schwein, o weh, das schöne Schwein!“

Wie ein Wahnsinniger rannte der Geizhals nun hinaus, so daß der Metzger ihm kaum zu folgen vermochte, doch sie atmeten erleichtert auf, als sie das verloren geglaubte Tier noch auf dem Schragen erblickten. Als sie aber sahen, daß es so entstellt und seines Schmuckes beraubt war, verfielen beide in eine Wut, daß sie den Dieb zermalmt hätten, wenn er ihnen unter die Finger gekommen wäre.

„Wo ist das Kind?“, schrie der Bauer den Metzger an, „wo ist der Dieb?“

„Wenn ich das hätte wissen dürfen, hätten sie mich nicht fortgeschickt!“

„Wahrscheinlich ist es fahrendes Volk, vor dem ist nichts mehr sicher!“

„Ich hol den Landjäger, die Ohrläppchen müssen her!“

Bis der sie erwischt, kann nur der Chemiker noch etwas von den Ohrläppchen entdecken, der würde aber eine zu große Rechnung machen und wir hätten zum Schaden auch noch den Spott zu tragen!“

Das leuchtete dem Geizhals ein und, so schwer es ihm fiel, fügte er sich in das Unvermeidliche. Als er sich endlich mit dem Verlust abgefunden hatte, frug ihn der Blausepp, wieviel das Schwein gewogen habe, mit und ohne die Ohrläppchen, und fügte hinzu: es gibt doch nichts besseres als diese knusperigen Dinger!

„Wenn sie gestohlen sind,“ erwiderte der Geizhals, „scheinen sie noch besser zu schmecken!“

„Das weiß ich nicht, da ich nicht zu stehlen pflege!“

„Aber das zu nehmen, was dir gerade schmeckt!“

„Wenn man mir ein Würstchen nicht gönnen will, könnte es vorkommen!“

„Das ist doch nichts anderes als gestohlen!“

„Das ist Selbsthilfe und die ist erlaubt!“

„Um eine Ausrede bist du nicht verlegen, doch lassen wir das Streiten; da ich die Ohrläppchen gerne selber esse, bist du bei künftigen Schlachtfesten bei mir zu Gast, wie bei den Nachbarn auch!“

„Das läßt sich hören! Doch macht die Würste nicht zu klein!“

Durch die Aussöhnung hatten beide profitiert. Der Bauer brauchte keine Angst haben, bestohlen zu werden und Sepp hatte 3 Metzelsuppen mehr in Aussicht. Bald nach diesem Vorfall wurden wir Kinder beim Onkel zum Schneckenessen eingeladen. Als wir uns nun zum Schmause niedersetzen wollten, ging die Tür auf und unter ihr erschien, zu unserem nicht geringen Schrecken Blausepp, den wir wegen der Geschichten, die er uns erzählte, gern hatten, den wir aber wegen seines großen Appetits fürchteten. Dennoch wollten wir von der Sitte nicht abweichen und riefen mit sauersüßer Miene: „Wollt Ihr mitholten, Sepp?"

„Wenn Kinder einladen, darf man nicht nein sagen!" antwortete Sepp, „das ist zudem meine Lieblingsspeise!" Mit einem Blick hatte Sepp erkannt, daß es der leckeren Mäulchen zuviele und der Schnecken zu wenige waren und sann auf ein Mittel, seinen Anteil zu vergrößern, wozu er seinen Hirnkasten nicht allzusehr anzustrengen brauchte, denn er fragte sofort:

„Wer hat die Schnecken angemacht?"

„Wir alle miteinander!" riefen wir stolz.

„Das dacht ich mir gleich, es fehlt nicht nur der Pfeffer, sondern auch das Öl, doch ich kann und will nachhelfen!"

Und er hat nachgeholfen, mehr als uns lieb war und als er immer noch mehr Pfeffer darauf streuen wollte, riefen wir ihm den Arm haltend: „Haltet ein, Sepp, sonst verbrennen wir uns die Zunge!"

„Seid nicht so ängstlich, Kinder, er wird euch nicht so arg beißen!"

Ich bete--

Von H. Ernst

Ich bete nicht, o Herr, nimm ihn von mir
Den Wermutkelch der Qual und des Entsagens,
Und klage nicht. Ich weiß ja, Du bist gut
Und ließest mir das Herz voll frohen Wagens.

Ich bete, Herr: wenn Du im Leide mir
Mehr als im Glücke Deine Nähe schenkst,
So ströme alles Bittere auf mich aus.
Dann hebst Du mich, indem Du mich bedrängst.

Er streute noch eine kräftige Prise darauf, dann nahm er das Ölfläschchen, goß den noch darin befindlichen Rest über die Schnekken und fuhr mit beiden Händen, als ob er Teig knetete in der Schüssel herum, bis eine gelbbraune Flüssigkeit von seinen Fingern, die wohl seit acht Tagen kein Wasser mehr gesehen hatten, sich mit dem köstlichen Gericht mischte. Als wir das sahen, war der Appetit verflogen, die einen heulten, die andern gorrten und im nächsten Augenblick war Sepp allein. Da er keine Tischgenossen mehr fand, mußte er die ganze Portion allein vertilgen, was ihm aber keinen Kummer verursachte, denn das hatte er ja gewollt; es blieb aber auch nicht eine Schnecke übrig, wie beim Meister Storch verschwanden alle in seiner großen Jagdtasche, die abgrundtief zu sein schien.

Zu seinen Leibgerichten gehörten auch die Schwänzen der Vorstentiere **und so kam es, daß** mancher Bauer diesen Leckenbissen vergebens im Wurstkessel suchte. Er verachtete aber auch den Hering nicht und als junge Burschen sich anschickten, solche zu versuchen und den Mund verzogen als hätten sie Weermut zu verkosten und zum Wirtsbäschen sagten: Mariele du hast aber die Heringe versalzen! Da sagte Sepp, sich ihrer erbarmend, kommt gebt mir diese Portion, rief Mariele bei und bat sie zwei frische Portionen zu bringen, das Salz aber etwas zu sparen, da glaubten die schüchternen Burschen, die noch nie einen Hering versucht hatten, ihm noch zu Dank verpflichtet zu sein und überließen ihm, als die zweite Auflage ebenso scharf war, auch noch diese. So hat Sepp noch manchen Streich geliefert, Feindschaften sind aber nie daraus entstanden, sein köstlicher Humor wußte die plötzlich auftauchenden Gewitterwolken zu verscheuchen.



Bernhard der Schmied

★ ★ ★

Von Maria Müller, München.

1

„Tirschenreuth, den 10. Oktober 1814.

5 Gulden an den Landarzt Josef Fenk dahier für das Distriktskrankenhaus zurückbezahlt. Bleibt Rest meiner Schuldigkeit glatt 100 Gulden."

Frau Magdalena stand in ihrer Stube am Fenster, wo sie im letzten Abendschein den wichtigen Eintrag in ihr schwarzes Büchlein gemacht hatte.

Sie fuhr sich mit der Schürze über das braune Gesicht. Mit dem Schweiß des Tages konnte sie auch eine Sorge wegwischen. Ja, das war ihr die liebste Feierabendglocke, wenn sie ihrem schwarzen Vertrauten die Abzahlung einer Schuld verkünden konnte. Denn, daß ein harter Arbeitstag hinter solchem Werke stand, das wußte der Herrgott.

1200 Gulden hatte die Schuld betragen anno 1799, als sie ihrem Gatten die Hand gereicht in der Schmerzhaften Kapelle der Pfarrkirche drüben. Bernhard, der Schmied, wollte ein Heim haben für sich und sein Weib. Sie würden es schon erzwingen, sagten sie, sein und Magdalenens Erspartes kame ja auch dazu. Der menschenfreundliches Chirurgus, der das Stiftungsvermögen des Krankenhauses verwaltet, war einverstanden.

„Nicht auf dein Erspartes und nicht auf die neue Schmiede gebe ich die Hypothek, Bernhard. Ich geb' sie auf deinen Trutzschädel und deinen Arm."

Und sie erstanden das Haus mit dem großen Vordach, unter dem sechs Gäule zugleich beschlagen werden konnten. Bernhard beschlug sie alle, einen nach dem andern. Aber er schaffte für sechs — wegen der Hypothek auf seinem Haus.

Wenn er sah, wie seine Magdalena, die ihm nach einem Jahr einen neuen Bernhard geschenkt, im Stall und in der Scheune, im Grasgarten und im Hause wirtschaftete und den Kunden die Rechnung auf einen Scheffel Korn oder Hafer oder auch nach blanken Gulden stellte, wie es dem Stand desselben angepaßt war, dann wußte er, daß die Hypothek auf ihrer beider Trutzschädel schon gelten konnte.

Die Bauern kamen aus weitem Umkreis mit ihren Gäulen zu Bernhard, weil er den störrischen Gaul und den widerspenstigen Nagel zugleich meisterte. In Wiesau und in Mitterteich und noch drüben im Egerland erzählte man sich's in den Schänken.

Da hatte an einem heißen Sommertag einer die Hand nach Bernhard ausgestreckt, daß er keine Esse mehr lohen sah. Ein Schlaganfall. Bernhard der Schmied war nicht mehr.

Magdalena verstand sich nicht aufs Jammern. Sie hatte ihren Buben und mit ihm ihre Pflicht. Das war ganz einfach und natürlich. Sie hatte keinen Berater, denn sie wollte keinen. Landarzt Fenk hatte ihr einen Weg zeigen wollen, nachdem sie sich Jahr und Tag mit dem Geschäftsführer recht und schlecht beholfen.

„Ihr könnt' a allein nicht erkraften, Frau", hatte er wohlmeinend gesagt, „heiratet einen braven Meister, der einen schönen Sparpfennig hat. Dann seid ihr der Schulden ledig und für des Buben Zukunft ist gesorgt."

Wieder fühlt Frau Magdalena die Siedehitze in ihrem stolzen Blut, wenn sie an diesen Vorschlag

denkt. Sie hat's ihm aber gezeigt, dem Doktor, was ihre Meinung war! Ob er vielleicht bange sei um die paar hundert Gulden? Ob er vor einem Weiberarm keinen Respekt haben wolle? Ob er glaube, daß sie ihres Mannes Kind nicht aufzuziehen wisse?

Nicht viel mehr hatte sie gesprochen als diese drei Fragen. Dann war sie aus der Amtsstube hinausgegangen und hatte die Tür fest hinter sich zugemacht.

Aber vom Krankenhaus weg ging sie in den Pfarrhof und als sie wieder herauskam, hatte sie einen Entwurf zum Pachtvertrag für einen Fischweiher in der Hand.

Frau Magdalena sah sich jetzt noch ein wenig überlegend an der Ecke der oberen Gasse stehen, die zum Stadtplatz führte. Dann ward auch jener Schritt gewagt. Im Rathaus stand sie vor dem Bürgermeister. Ob sie mit ihren Gäulen nicht das Stadtfuhrwerk bekäme, das eben neu zu vergeben war?

Der Bürgermeister wollte die Sache befürworten, weil sie eine Wittfrau sei.

„Lassen's das, Herr Bürgermeister, ob Mannats oder Weibats, wer's am besten und billigsten macht, der soll's kriegen."

Und sie hatte mit ihrem Knecht die Konkurenz ausgehalten.

Und guldenweise, wie der Tag es brachte, war ihre Schuld zusammengeschmolzen. Es gehörte zu den wenigen Freuden ihres Lebens, wenn sie alle paar Tage fast den Buben ins Krankenhaus hinüberschicken konnte. Da mochte der Doktor Augen machen und sich weidlich wundern, daß ein Weib alein auch etwas schaffen könne. Und ihr Berndl sollte es auch erfahren, was Schuldenzahlen heißt.

Fast wollte es ihr jetzt einen Augenblick lang scheinen, sie hab' den Buben oft über das Maß und Muß hinaus weh getan, wenn er einmal etwa ganz schüchtern um ein paar Schusser bat oder vom Nikolo gern Kletzen gehabt hätte. Der Dultkreuzer vom Goden (Pate) und sogar das selbstverdiente kleine Botengeld wurden zur Abzahlung der Schuld verwendet. Wenn wir einmal schuldenfrei sind, dann! Der Bub kannte das.

Noch hundert Gulden jetzt. Wenn das Geschäft so weiterging, dann würde es nimmer lang dauern. Der Schneepflug im Winter und die Holzschlitten. Gut, daß die Stadtweiher abgelassen sind, da kann man auf kürzestem Weg das Holz vom Forst zum Taxamt führen.

Und das Braurecht am Hause wird auch wieder Kraft bekommen. Im Fischhalter draußen warteten die Fische auf die Wintergäste in ihrer Stube. Sie verstand sich darauf, Fische zuzubereiten und darin lag das Geheimnis des guten Zuspruchs für ihr Zagglbier (Brauerlaubnis in Privathäusern).

Frau Magdalena sah zum Fenster hinaus. Es war ihr plötzlich das alte Zagglbierschild eingefallen, das einen neuen Haken brauchte.

Doch, was war das? Fing ein neuer Tag zu leuchten an? Oben am Stadtplatz, beim Gerber mußte es sein, schlugen Flammen auf. Und drunten im „Anker" glühte es und über dem Tuchmacherhaus stand eine Rauchwolke, durch die Garben von Funken schossen. Schon stürzt es aus den Häusern, schon brüllt das Vieh, schon rennen die Männer und jammern die Weiber, schon wimmern die Glocken. Ein Hornstoß gellt über die Stadt hin: Ihr Feuerwehr, kommt schnell herbei, es brennt, es brennt!

Es brennt, schrillt das Echo tausendstimmig, die Stadt brennt, Tirschenreuth brennt.

Frau Magdalena stürzte in den Stall und band das Vieh los. In hilfloser Angst drängten sich die Kühe an sie heran und Muh, Muuh, Muuuh klagt es um sie herum.

Alles stürzt ins Freie.
Die Nachbarn rufen sich zu.
„Beim Tuchmacher brennt's schon!"
„Beim Ofensetzer hat's das Dach erwischt!"
„Die Färbergasse steht in Flammen!"

Kein Haus wird zu retten sein, gar keines. Sparrenwerk und Schindeln sind zu gutes Futter für eine Feuersbrunst.

In wilder Flucht rennt das Vieh aus den Flammenmeer hinaus. Am kleinen Steg überpurzeln sich die schweren Rinder, stoßen sich in den Graben, springen wieder auf die plumpen Beine und humpeln instinktmäßig vorwärts. Der böhmische Wind bläst kräftig in die Flammen.

„Berndl", schreit die Schmiedin mit verzweifelter Lungenkraft, „Berndl, Bua!"

Noch steht ihr Haus. Noch stehen zehn, zwanzig Häuser im Umkreis. Aber es wäre Wahnsinn, zu glauben, daß es stehen bliebe.

„Wasser", brüllt es von allen Seiten, „wenn wir nur Wasser hätten!"

„Laßt's brennen, brennen, brennen, lichterloh", singt der alte Ofensetzer dazwischen und lacht

und grüßt, daß die Leute vor ihm fast noch scheuer zurückweihen als vor den Flammen.

„Heilig's Kreuz! — Schmerzhafte Mutter! — Berndl, Berndl!" gellt der Angstruf der Mutter in das Schrecknis hinaus.

Da kommt der Bub gerannt.

Hochgerötet steht vor der Mutter.

„Ist der Knecht heimkommen, wir brauchen die Gäule?", fragte er mit überstürzten Worten.

„Aber geh, Berndl, bis von Eger, wie kunnt's denn sein?"

„Wir brauchen die Gäule!", stößt er ein zweitesmal heraus, und die Frau versteht, daß er sich zu den Männern zählt und ein neuer Stich fährt ihr durch die gemarterte Brust.

Da wieherts vor dem Fenster. Die Braune war nicht mit dem Rindvieh geflohen. Sie war noch da und wollte zu ihrem Herrn.

„Hurra", schreit der Bub, daß ihm die Mutter erschrocken über den Mund fährt.

„Ich muß nach Waldsassen reiten und den Pater Baumann holen."

Der Pater Baumann, — das Wort wird auf der Gasse aufgefangen und weitergegeben; ja, der Pater Baumann hätt' einen kräftigen Segen. Der Pater Baumann soll kommen!

Schon sitzt der Bub im Sattel.

„Mutter, die Kirche", schreit er im Davontraben, „Wasser tragen, die Kirche!"

Da greift Frau Magdalena ins Weihwasserbecken der Stube und sprengt dem Buben eine Handvoll von dem heiligen Naß auf den Weg.

Sie hat ihren Buben verstanden. Jetzt war's nicht Zeit, an sich allein zu denken. Sie bekreuzt sich selber und geht hinaus.

Es ist der Schritt, mit dem sie sich ins Unabänderliche fügt. Und doch rieselt ihr etwas über das Gesicht, das aus einem anderen Weihbrunnkessel stammt.

„Die Kirche retten!", gibt sie die Parole aus.

Auch dies Wort fängt Feuer. Es eilt von Haus zu Haus. Alte Männer, Frauen und Kinder sind schnell am Werk. An der Waldnaab beginnt die Kette von Armen, die unablässig Eimer um Eimer zur Feuerwehr bringt.

Bald ist das ganze Rettungswerk auf diesen Punkt beschränkt. Die Holzhäuser rundum müssen sie flackern lassen.

Dann und wann will ein Arm sinken.

„Mutter, jetzt brennt unser Haus!", schreit ein Mädchen.

„Jetzt unseres!"

„Und unseres auch!"

Krampfhaftes Weinen und Schluchzen.

Vom Krankenhaus und vom Spital her rumpeln noch immer die Leiterwagen mit alten, kranken, verzweifelten Menschen.

„Vorwärts, vorwärts!", kommt ein Kommando von der Brandstätte bis an die Waldnaab herauf, „nicht auslassen, Wasser, Wasser!"

Und wieder schwingen sich die Arme, wieder schwanken die Kübel.

„Vater Unser", hebt Frau Magdalena an, und all' die herzzerreißenden Klagelaute, die Stossseufzer und das Weinen einigen sich in dem einen großen allgemeinen Gebet.

Lautlos geht die Eimerkette von einem zum andern. Einmütig, einstimmig, aus einer großen Not geboren, klingt das Vater Unser von der Erde zum Himmel.

Es ist Nacht geworden.

Wenn einer sich mit der Hand über das erhitzte Gesicht fährt, dann spürt er eine Schicht Ruß, durch die der Schweiß unablässig niederrinnt und in schwarzen Tropfen in die dunkle Nacht fällt.

Noch geht der böhmische Wind und treibt den ungeheuren Rauch nach Süden.

Die Feuerwehr, die weit vom Unterland allmählich heraufrückte, erzählte, daß man den Rauch auf Stunden von Tirschenreuth noch spürte.

Doch die Flammen sinken allmählich zusammen. Ihr Mahl war groß gewesen, aber leicht, das viele morsche Zeug brannte rasch nieder. Was nicht brennbar war, das kohlte und glühte. Wie Irrlichter ging's über den Trümmerhaufen. Aber die Kirche steht.

Eimer und Eimer hatten sie über das erhitzte Dach geschüttet. Tausend wohl. Sie haben's nicht gezählt.

Nun sollte sie ihre Unterkunft sein, wenn der ärgste Rauch sich gelegt und die Luft in der Stadt erträglich würde.

Was jetzt?, ging's durch die Runde. Ach, keiner konnte sich besinnen. Arbeit und Schrecken hatten sie todmüde und stumpf gemacht.

Sie fragten nimmer nach Pater Baumann, der immer noch nicht da war. Was sollte er auch jetzt noch nützen können?

Nur das Mutterherz fragte nach dem Sohne. Es fragte stürmisch, angstvoll. Mein Bub, mein Berndl, kaum vierzehn Jahre ist er alt, und allein draußen in der rabenschwarzen Nacht!

Aber Frau Magdalena war gewohnt, von Eigenem zu schweigen. Sie saß mit dem Rücken an eine Buche gelehnt, auf dem Hügel bei den anderen, stierte hinunter in das, was vor wenigen Stunden noch Tirschenreuth gewesen war, und schwieg. Und als sie einmal in die Tasche gegriffen und ihr schwarzes Büchlein herausgezogen hatte, steckte sie es klaglos wieder ein. Ja, sie konnte schweigen.

Auch die Feuerwehr war zur Rast gekommen. Wenige Wachtposten genügten. Zu retten war doch nichts mehr.

Von Bärnau hatten sie Lebensmittel und einige Decken und Kleider geschickt. Man war froh und dankbar dafür, denn alle wollten einen Trunk, um Ruß und Glut zu beseitigen, und einen Bissen Brot. Man hatte ja seit Stunden schwerer geschafft, denn kaum je im Leben. Frau Magdalena rührte sich nicht von der Stelle, während die andern im Kreise zusammentraten. Tieftraurig waren sie wohl, aber sie lebten doch alle! Wenn einer vermißt wurde, dann hieß es gleich, der steht am andern Ende, den habe ich erst gesehen. Nein, verbrannt war niemand. Kein kleines Kind.

Da irrte plötzlich des Ofensetzers blasse Tochter von einer Gruppe zur andern. Ob niemand den Vater gesehen? Sie vermiß den Vater.

Und als wäre neue Brand in der eben noch so traurig-zufriedenen Menge entstanden, zischelt und spritzt es auf einmal aus den überhitzten Gemütern. Der Ofensetzer, der Hans, der Narr! Nein, kein Narr, ein Bösewicht, ein Schurke!

Und noch ehe der Pfarrer sich des neuen, auch so gefährlichen Brandes annehmen konnte, züngelte schon eine Flamme stadthoch auf.

„Der Brandstifter!", schrien sie.

Mit einem Wehschrei rannte das Mädchen in die Nacht hinein. Da fuhr die Schmiedin mit einem Ruck an ihrem Baum in die Höhe.

„Leute!", rief sie und streckte den erhobenen Arm gegen die Stadt.

Beim Schein der Laterne sah sie fast gespenstisch aus. Alle Köpfe wandten sich dahin, wohin der Arm der Schmiedin wies.

Und alle sahen im glimmenden Rot des Trümmerhaufens, wie der Kirchturm sich langsam, langsam zur Kirche hinneigte. Lautlos, mit angehaltenem Atem sahen die Tirschenreuther zu.

Dann ein dumpfes, schweres Geräusch, ein Poltern von tausend schweren Dingen. Der Kirchturm lag auf dem Kirchendach. Er mußte es durchgedrückt haben.

„Gott hat gesprochen", sagte der alte Pfarrer und weinte wie ein Kind. „Ihr hättet nicht richten dürfen über eueren Bruder!"

Die Leute steckten betroffen die Köpfe zusammen. Doch aus dem Hinterhalt schrie eine Stimme: „Ja, Gott hat gesprochen und uns den Brandstifter gezeigt!"

Und das Echo nahm es auf: den Brandstifter, den Brandstifter!

2

Berndl war in flottem Trab und schließlich in richtigen Galopp auf der Straße nach Waldsassen vorwärts gesprengt. Die Braune hatte verstanden, daß eilte. Sie war die jungen Finger auch schon gewohnt, die sie so fest an ihre Mähne hielten. Wie oft hatte Berndl einen Ritt auf seiner Braunen in Feld und Wald gemacht, wenn es hieß, dem Knechte in weiter Entfernung das Mittagessen zu bringen. Er und die Braune waren gute Freunde.

Hinter ihnen prasselte und lohte das schreckliche Feuer. Gegen sich hatten sie den scharfen Nordwind. Es war kein leichter Ritt. Aber in zwei Stunden waren sie am Ziel.

In Waldsassen war alles in Feierabendruh. Der Wind hatte die Jammertöne der Kirchenglocken von Tirschenreuth und der Nachbarschaft nicht zu den Waldsassenern gelassen.

Da kam der Bub auf dem Ackergaul hereingesprengt.

„Der Pater Baumann", schrie er. „Bei uns brennt's. In Tirschenreuth brennt's. Die ganze Stadt brennt."

Die Waldsassener verstanden, daß sie helfen mußten, wenn auch eine alte Fehde zwischen den zwei Städten lag. Kein Waldsassener durfte ohne schwere Strafe eine Tirschenreutherin freien, das wußten alle. Aber solch ein Fall! Das ist die Ausnahme von der Regel.

Und daß man nach Pater Baumann schrie, war sehr verständlich. Wenn einer wirklich helfen konnte, so war's doch er.

Er stand auch, wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich vor der ratenden Menge und dem Buben. Die Kapuze in das hagere Gesicht tief hineingezogen, die Hände in den weiten Ärmeln seiner verschlissenen Kutte, ja, so war er immer.

„Trägt er uns Beide, dein Brauner?", fragte er mit freundlichem Tonfall.

Aber sonst fragte er nichts. Er will nicht wissen, wohin die Reise geht. Er will nicht wissen, was man am Ziel von ihm verlangt. Er setzt sich einfach hinter den Knaben, der schnell verstanden hatte, aufs schnaubende Roß, liebkost es ein wenig und reitet dann ebenso selbstverständlich auf Tirschenreuth zu, als er vorher in dem kahlen Stüblein des Mesnerhauses sein Brevier gebetet hat.

Seit neun Jahren ist er das nun so gewohnt. In einer Stadt holen sie ihn, in der andern werfen sie ihn hinaus. Ihm ist's gleich. Wo er helfen kann, da hilft er gerne. Und wo sie seine freie Rede nicht hören mögen, da geht er auch wieder gerne, wenn sie ihn von der Kanzel stoßen. Was hat ein Mönch zu suchen? Und was hat erst recht der letzte Mönch eines aufgehobenen Klosters zu verlieren?

Frauenhaft gleitet sein Gewand über das Pferd hinunter. „Benedicite omnia opera Domini Domino", singt er in die dunkle Nacht hinaus.

Dem Buben will's fast Angst werden. Er schauert ein wenig. Da streicht die Hand, die den Gaul gekost, über seinen feuchten Scheitel.

„Wo fehlt's denn?"

Jetzt hört er die Kunde von der brennenden Stadt.

Im Galopp geht es weiter; der Pater sieht den Knaben frösteln im kalten Nachtwind und drückt ihn an sich, um ihn am eignen Leib zu wärmen und zu schützen.

„Benedicite ignis et aestus Domino; benedicite frigus et aestus Domino", fährt er begeistert i seinem Gebete fort.

Berndl hat schließlich verstanden, daß er sich vor den Psalmversen nicht zu fürchten braucht. Vertrauensvoll schmiegt er sich an den Pater.

„Deo gratias", singt der Mönch und beugt das Haupt.

Der Himmel ist glutrot. Hinter dem Holz muß man die Brandstätte schon genauer sehen.

Da hören die beiden Reiter ein Lärmen und Schreien auf dem Wege vor sich.

Kuhhirten, die auch des Nachts ihren Unterschlupf auf freiem Felde hatten, waren dem Ofensetzer-Hans in den Weg gekommen, der sein Lied vom „Brennen, brennen lichterloh" vergnügt vor sich hinsang. Da ward das böse Wort „Brandstifter" zum erstenmale gefallen, und der Hans hatte gelacht dazu. Gelacht, daß es ihn nur so schüttelte.

„Er hat mit dem Bösen", riefen sie einander zu. „Nein, er ist der Gottseibeiuns selber."

Der Hans wollte weitergehen.

„Vater und Mutter haben sie verlassen", sagt er jetzt kläglich. „Sie müssen brennen. Ich such' sie".

Die Männer traten ihm in den Weg.

„Freilich, dein Teufelswerk noch weiter tragen. Das wollen wir dir zeigen. Zurück, elender Hund, verbrenne selber in der Hölle, die du angezündet hast."

Sie banden ihm Hände und Füße zusammen und zogen das laut wimmernde Männlein wie ein leichtes Gefährte hinter sich her, um es dann bei der Stadt in eine glühende Ruine zu werfen.

Da wichen sie dem Hufschlag auf der Landstraße aus.

Vor ihnen steht Pater Baumann. Er ist vom Pferde geglitten, ehe es zum Stehen zu bringen war.

„Rohes, abergläubisches Gesindel!", herrscht er die Männer an. Er hat mit einem Blick die Sachlage erfaßt.

Die Hirten stehen wie versteinert.

„Wollt ihr vielleicht vom Bürgermeister einen Lohn bekommen? Pfui Teufel."

Das galt nicht dem wimmernden Ofensetzer am Boden, das galt der Roheit, die ihn knechtete.

„Losmachen", befahl er.

Die Stricke wurden gelöst. Aber das wimmernde Häuflein Elend konnte nicht in die Höhe kommen. Der rauhe Weg hatte ihm alles Fleisch abgeschürft.

Die Kuhhirten suchten schnell das Weite. Sie fürchten den Pater und schließlich haben sie Angst, als müssige Zuschauer des Stadtbrandes an den Galgen zu kommen.

Freilich, wenn sie den „Brandstifter" eingefangen hätten, dann . . ' aber so?

(Fortsetzung folgt.)

FATIMA STUDENT BURSE

Kleine Sandkörnlein, unzählbar an Zahl, formen den Ziegelstein. Ziegelsteine ohne Zahl bauen die Kathedrale. Und die Pfennige des Armen schaffen und vollenden das Werk.

Wir haben mit unserer zweiten Priesterhilfsstelle begonnen. $6,000.00 wollen wir zur Heranbildung armer Priesterstudenten sammeln. Und die Kleinen und die Armen helfen. Maria, Unsere Liebe Frau von Fatima, wird uns dieses Werk segnen. Nicht nur uns, sondern auch jedem freudigen Geber, der da aus eigener Armut gibt, nur um dem Herrn im Himmel ein großes, ein schönes, ein unauslöschbares Opfer zu bringen.

Auch unser Priestersegen ist mit ihnen, die da so christlich helfen!

Bis jetzt eingenommen:	$22.00
John Baker, Regina, Sask.	5.00
Ein Freund, North Star, Alta.	2.00
Joseph Roshinsky, Ravendale, Sask.	3.00
Karl Tomaschewski, Odessa, Sask.	10.00
Rosalia Hauk, Lemsford, Sask.	3.00
Anton Binder, Vancouver, B. C.	5.00
Ein Freund, Odessa, Sask.	6.00
Mrs. M. Wickenheiser, Masefield, Sask.	2.00
	$58.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.


Ware's
LIMITED

